

KILIAN MANNING



SNOW  
BLIND

WW WIEBERS  
VERLAG

Kilian Manning

Snowblind

Ein postapokalyptischer Western

Der Roman *Snowblind*  
ist eine Hommage an ›China 9, Liberty 37‹,  
geschrieben von Jerry Harvey und Douglas Venturelli.

Kilian Manning

Snowblind

1. Auflage 2018  
© 2017 Wiebers Verlag, Berlin  
[www.wiebers-verlag.de](http://www.wiebers-verlag.de)

Alle Rechte vorbehalten. Jede Verwendung des Werkes oder seiner Teile ohne schriftliche Zustimmung des Verlags ist unzulässig.

Titel der Originalfassung:  
*Snowblind - A Postapocalyptic Spaghetti Western*  
Deutsche Version von Kalle Max Hofmann

Umschlaggestaltung: Michael Schubert  
Mit Schriften von Manfred Klein und Goma Shin

ISBN 978-3-942606-48-6

Herstellung und Druck:  
BoD – Books on Demand, Norderstedt  
Printed in Germany

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

# Inhalt

Prolog	7
1. There Will Be Blood – Es wird Blut geben	9
2. Lady in the Water – Die Frau im Wasser	23
3. The Lion's Den – Die Höhle des Löwen	31
4. Hunted Hunter – Gejagter Jäger	39
5. The Heartbreak Kids – Herzerreißende Waisen	39
6. Fatal Attraction – Fatale Begierde	55
7. The Trouble With Women – Immer Ärger mit den Frauen!	61
8. Love On The Run – Liebe auf der Flucht	69
9. Caught in the Act – Gefangen in Leidenschaft	73
10. First Blood – Das erste Opfer	79
11. Dead Man Walking – Ein Toter auf Reisen	93
12. Ways Of Honor – Eine Frage der Ehre	105
13. Half Past Dead – Viertel nach Tod	119
14. Act of Vengeance – Akt der Rache	131
15. On Deadly Ground – Auf tödlichem Boden	139

16. Marked for Death – Im Visier des Todes1	147
17. The Big Chill – Das große Zittern	161
18 Some Like It Hot – Manche mögen's heiß	169
19. Enemy Mine – Geliebter Feind	183
20. Death Wish – Todessehnsucht	195
SNOWBLIND – Der Film	201
Steckbriefe	212

# Prolog

Im Jahre 1968 kam eine Eiszeit über die Welt. Die Weltwirtschaft wankte, Regierungen stürzten und rissen ihre Völker mit sich. Die folgenden Jahre gnadenloser Kälte forderten Millionen Tote. Doch die Menschheit überlebte. Die Individuen entwickelten sich weiter, ihre Körper passten sich durch Mutationen an. Doch im Wesen blieben sie gleich – der Mensch ist immer noch ein wildes Tier.



Kapitel 1

**There Will Be Blood**



**Es wird Blut geben**

Clayton Young schaute durch die Gitterstäbe seiner Zelle in den Innenhof der Festung, wo gerade die Hinrichtungen vorbereitet wurden. Eine Truppe von drei Männern wurde mit verbundenen Augen an die Wand gestellt. Clayton kannte sie nicht und sie hatten auch nicht die Körperhaltung von Söldnern oder Schwerverbrechern, ihre bodenlose Angst war deutlich spürbar. Es mussten irgendwelche armen Schweine sein, die dem Gouverneur ein Dorn im Auge waren, vermutlich irgendwelche Künstler, Musiker oder Komiker, die sich kritisch geäußert hatten. Das war eine einfache Art, dem Publikum zu gefallen, denn praktisch jeder, der nicht auf seiner Lohnliste stand, hasste den Gouverneur. Diese Jungs mussten die Gunst ihrer Zuhörer und die paar Silberstücke, die sie neben Lachern und Applaus wahrscheinlich eingesteckt hatten, nun teuer bezahlen. Irgendein mittelwichtiger Lakai in Schneeuniform gab den Befehl zum »Anlegen, Zielen, Feuern« ... und einen Sekundenbruchteil später erinnerten nur noch Blutflecke und ein paar Kerben in der Wand an das künstlerische Oeuvre dieser Jungs. Und für einen weiteren Sekundenbruchteil kreuzte der Gedanke Claytons Bewusstsein, dass ihm in wenigen Minuten das gleiche Schicksal blühen würde. Aber vorher konnte er seinem Lieblingsfeind noch ein bisschen auf die Nerven gehen, deswegen ging er zur Zellentür, die aus einem riesigen Eisengitter bestand.

»Gib' mir nen Schluck Wasser, Jack!« rief er den Gang hinunter, wo Sheriff Jack Palace lässig auf seinem Stuhl hing und eine Zigarre zur Feier des Tages rauchte. »Wozu denn? In weniger als einer Stunde wird deine Leiche eingäschert. Und glaub mir, dann wird dein Mund sowieso trocken sein.«

Was für ein Idiot, dachte sich Clayton, es war Zeitverschwendung. Im Hof gab es jetzt wieder einiges an Getöse, und als Clayton hinausschaute, stockte ihm kurz der Atem. Tasha wurde von ein paar ruppigen Soldaten in Richtung der Wand gezogen und bekam die Augen verbunden. Tja, genau wie den vermeintlichen Künstlern kam auch sie ihr Verhalten nun teuer zu stehen. Clayton hatte keine Ahnung, was ihr dafür versprochen worden war, dass sie ihn verriet. Oder ob man sie vielleicht wirklich er-

presst hatte, vielleicht hatten sie ihre Familie bedroht – jedenfalls hatte sie extrem schuldbewusst und verzweifelt gewirkt, als die Eingreiftruppe des Gouverneurs in ihr nächtliches Tête-à-Tête hereingeplatzt war. Jetzt liefen ihr die Tränen unter der Augenbinde hervor, als sie an der Wand postiert wurde. Und selbst in diesem Zustand war sie immer noch wunderschön, ihre dunkelbraune Haut wirkte so herrlich glatt und ihre schwarzen Locken glänzten trotz einer sicherlich schlaflosen Nacht in einer staubigen Zelle. Clayton verfluchte sich selbst. Wieder hatte sein Schwanz ihn in eine absolut miese Situation gebracht, obwohl er es längst hätte besser wissen müssen. Und diesmal ging es nicht nur ihm an den Kragen. Kurz überlegte er, ob er Mitleid mit Tasha hatte, doch er schob den Gedanken beiseite. Sie wird schon ihren Spaß gehabt haben. Um genau zu sein war der Sex mit ihr immer so gut gewesen, dass Clayton schon überlegt hatte, ob er sich daran gewöhnen wollte. Und das war immer der Anfang vom Ende, das wusste er. Wie konnte er nur so blöd sein, auf die angenehme Unverbindlichkeit der zahlreichen Bordelle im Tal verzichtet zu haben. Wahrscheinlich für den Kick der Eroberung, des Verbotenen, des Gefühls, angehimmelt zu werden ... es war immer das Gleiche. Nun würde er den hilflosen Blick, den Tasha ihm eben noch zugeworfen hatte, bevor sie ihr die Augen verbunden hatten, wohl so schnell nicht vergessen. Schon hart, dass das letzte, was sie ihn ihrem Leben sah, seine Fresse war – auch wenn er wirklich ziemlich gut aussah, ein Mann in besten Jahren, hochgewachsen und gut trainiert, mit einem markanten Gesicht, das den Damen gefiel. Doch war es nicht immer gesund, sich mit ihm einzulassen.

Die Befehle wurden gebellt und die Schüsse peitschten aus den Gewehren, hallten dutzende Male wieder in den kalten Betonwänden der Festung, die sich hoch in den Bergen befand und schwer befestigt war. Clayton riss sich von dem schaurigen Bild los. Dieses Kapitel war nun abgeschlossen, und es war Zeit, nach vorne zu schauen. Auch wenn ihm nicht mehr viel Zeit blieb, wollte er sich auf andere Gedanken bringen und in dieser Zelle gab es nicht viel zu tun.

»Du bist bestimmt schon mächtig aufgeregt, Jack!«, rief er stichelnd seinem Aufpasser zu, der daraufhin genüsslich einen Zug von seiner Zigarre nahm. »Wohl kaum«, erwiderte er, »Abschaum wie dich seh ich doch jeden Tag.«

Damit hatte er Clayton eine Steilvorlage geliefert, denn wenn er eines außer dem Schießen noch beherrschte, war es das Lesen von Menschen und ihrer wunden Punkte. »Ach, und deswegen bewachst du mich persönlich?«, strafte er die Worte des Sheriffs Lügen. Das hatte gesessen – Jack packte sein Gewehr und einen Blechnapf, der am Rande des Zellenblocks stand, und kam bedrohlich auf Clayton zu. Insofern so ein abgebrochener Gartenzwerg von vielleicht einem Meter fünfundsechzig überhaupt bedrohlich sein konnte. Überhaupt hatte der Sheriff schon bessere Zeiten gesehen – er wirkte wie kurz vor dem Rentenalter, dabei war er vermutlich erst Mitte fünfzig. Er hatte immer noch die Statur eines Boxers, stämmig und muskulös, dazu die typische, platte Nase. Doch Jahre im Dienste des Gouverneurs ließen einen Mann vorschnell altern, wenn nicht sogar brechen.

»Was wolltest du haben? Wasser?«, krächzte Jack und Clayton nickte lässig mit dem Kopf. Durst hatte er schon. Doch mit der Grimasse eines ungezogenen kleinen Kindes klatschte ihm Jack den Inhalt des Napfes ins Gesicht und fing dann aus voller Kehle an zu lachen. Clayton zuckte nicht einmal, unbeeindruckt ließ er das Wasser seine lange, blonde Mähne hinab perlen. Mit diesem vermeintlichen Gag hatte Jack sein sonstiges Niveau noch unterboten und das würde Clayton mit keiner Reaktion würdigen.

Das war auch nicht nötig, denn in diesem Moment kam Jacks junger Hilfssheriff Frank Holden hereinspaziert. Wie immer tat er so, als wäre er in Eile oder anderweitig wichtig. War er ja auch, als kleine Schlampe des Sheriffs. Manchmal fragte sich Clayton, ob die beiden eigentlich so ein Vater-Sohn-Ding am Laufen hatten, oder ob mehr dahinter steckte. Nun machte der Kleine auch noch die Klappe auf und versuchte, dabei möglichst cool zu wirken. »Sie sind so weit«, verkündete er.

Ein weiteres Grinsen umspielte Jacks Lippen, nun war es endlich so weit. Er versuchte, seine Gefühlsregung unter Kontrolle

zu bringen und wieder gefährlich zu wirken, wobei seine Schrotflinte tatsächlich ein guter Argumentationsverstärker war.

»Geh zurück! Mach Platz!«, herrschte er Clayton an, wobei er mit dem Schießprügel in seine Richtung wedelte. Clayton tat, wie ihm geheißen, denn er würde deutlich lieber von einem Erschießungskommando umgebracht werden, als von diesem Versager. Den Gefallen würde er ihm auf keinen Fall tun, also trat er zwei Schritte zurück und hob die Hände, während Frank die Zellentür aufschloss.

»Vorsichtig, Junge!«, mahnte Jack seinen Untergebenen, und nachdem sich Clayton bereitwillig die Handschellen hatte anlegen lassen, dirigierte Jack ihn unter weiteren Schreien ruppig nach draußen.

Im Hof peitschte ihm ein kalter Wind entgegen, die allgegenwärtigen, leichten Schneeflocken führten einen wilden Tanz auf. Zu Claytons Leidwesen salutierte der Lakai, der bis eben noch die Hinrichtungen ausgeführt hatte vor Jack und zog sich dann zurück, während die anderen Wachen und Schützen eine Reihe bildeten. Das konnte nur eines bedeuten: Eine dieser pathetischen Reden stand bevor!

Clayton verdrehte die Augen. So hatte er sich seine Beerdigung nun wirklich nicht vorgestellt. Als Frank ihm eine Augenbinde anbot, lehnte er mit einem mitleidigen Kopfschütteln ab. Er wollte seinem kommenden Schicksal fest ins Auge blicken – außerdem wusste er, dass die Augenbinde eigentlich mehr den Schützen half, als den Opfern.

Jack schritt inzwischen die Reihen der Soldaten ab und erhob seine kratzige Stimme: »Männer! Heute habt ihr das Vergnügen, Clayton Young, diesen verbrecherischen Dreckssack, in einen Klumpen totes Fleisch zu verwandeln.«

Irgendwie konnte Clayton seine Worte immer noch nicht ernst nehmen, zu deutlich registrierte er das Zittern in Jacks Stimme, der so aufgeregt war, dass er gar nicht wusste, ob er seine Männer oder Clayton anschauen sollte, auf dem sein Blick immer wieder hängenblieb.

»Ein ehemals virtuoser Meisterschütze, der von einer Schlampe und Hure in die Knie gezwungen wurde«, fuhr er fort,

bis er endlich stehenblieb und sich nun endgültig Clayton zuwandte. »Irgendwelche letzten Worte der Weisheit, die du loswerden willst?«, bot er großzügig an. Eine weitere Chance für Clayton, ihm eine reinzuwürgen, und natürlich ergriff er diese Möglichkeit: »Ja. Wenn du die Chance hast, jemanden zu erschießen – dann schieße, und quatsch nicht rum.«

Jack konnte diese Frechheit kaum glauben – andererseits war die Frage, was er großartig erwartet hatte. Etwa ein Winseln um Gnade? Lächerlich.

Mit neu entfachtem Furor wandte sich Jack an das Erschießungskommando: »Männer! Legt an!«

Jetzt wurde es langsam ernst. Zeit für ein paar letzte Gedanken, dachte Clayton. Aber was gab es da schon groß zu bedenken? Er war mit sich selbst im Reinen. Das Leben in dieser Scheißwelt war einfach undankbar und er hatte nach seiner armseligen Kindheit das Beste daraus gemacht – sein Ziel, zu einem der besten Schützen der bekannten Welt zu werden, hatte er erreicht. Von daher war es eigentlich ganz in seinem Sinne, wehrlos von einem Exekutionskommando kalt gemacht zu werden, anstatt in einem ehrlichen Duell zu unterliegen. Das war doch wirklich ein feiner letzter Gedanke, auf den Clayton tatsächlich ein bisschen stolz war.

In Jacks Augen blitze inzwischen der Hass, als er das nächste Kommando gab – »Zielen!« und er wusste, er stand direkt vor der Erfüllung eines lang gehegten Traumes. Doch das »Feuern« blieb ihm im Halse stecken, als plötzlich ein Trupp Elitesoldaten des Gouverneurs fast wie aus dem Nichts aus dem Nebel auftauchte und die Waffen auf die anwesenden Soldaten richteten. Die schauten fragend den Sheriff an, während sich die Läufe ihrer Waffen bereits senkten. Noch bevor Jack reagieren konnte, trat Marschall Phillip Clarke aus der Phalanx seiner Männer hervor: »Nicht schießen! Waffen runter!«

Die Anwesenheit dieses Hünen, dessen dunkles, vernarbtes Gesicht in starkem Kontrast zu seinem taktischen Kampfanzug in weißem Schneetarn stand, einem bestens erhaltenen und deswegen sündteurem Relikt aus der alten Welt. Innerlich tobte es in Jack, er wollte sich in dieser Stunde des Triumphs nicht um

seinen Erfolg bringen lassen. Doch eine gescheite Reaktion wollte ihm nicht einfallen, also brüllte er einfach nur vollkommen außer sich »Was?!?«

»Runter mit den Waffen! Mister Young kommt mit uns!«, bekräftigte der Marschall seinen Befehl.

»Sind sie irre?«, keifte Jack, als er sich etwas gefangen hatte, »Das melde ich dem Gouverneur!« Genervt machte der Marschall eine Geste über seine Schulter. »Sie können gerne mit rauf kommen und es ihm selbst sagen«, grunzte er. Nun entgleisten Jacks Gesichtszüge endgültig, das war alles zu viel für seinen begrenzten Verstand. Atemlos japste er: »Der Gouverneur ist HIER?!?«

\* \* \*

Als die Entourage den Kommandoraum der Festung betrat, der aus einem schmalen, aber extrem breiten Aussichtsfenster einen herrlichen Blick über die majestätischen Gipfel der Umgebung bot, erhob sich Gouverneur Bhavesh Lafort von seinem Stuhl. Das in der nackten Betonumgebung völlig deplatziert wirkende Büro war eine Sammlung aus herrschaftlichen Altwelt-Gegenständen von unschätzbarem Wert, auch wenn Clayton sich sicher war, dass der glänzende Chromsessel mit Rollen daran optisch nicht zu den schweren Eichenschränken voller Unterlagen passte. Jemand hatte ihm mal gesagt, dass auf solchen sogenannten Bürostühlen einst Horden von Bleistiftschwingern vollkommen belanglose bürokratische Aufgaben bewältigen mussten. Damals also ein Allerweltsgegenstand, doch das war egal. Viel war nicht übrig geblieben von damals, und speziell gut erhaltenes Plastik war fast mehr wert als Gold, da die Geheimnisse seiner Herstellung mit der alten Welt untergegangen waren, oder sollte man besser sagen: eingefroren.

Clayton musste allerdings zugeben, dass der Gouverneur mit seinem schlanken, hochgewachsenem Körper, der tänzelnden Körperhaltung eines Schwertkämpfers und seiner traditionellen Kleidung des heute geografisch unerreichbaren indischen Sub-

kontinents dem zusammengewürfelten Ensemble einen gewissen Glanz verlieh.

»Hereinspaziert, Mister Young!«, grüßte er freundlich, wobei er ein Dokument vom Schreibtisch aufhob. »Wer hat Sie denn zu dieser Party eingeladen?«, erwiderte Clayton überrascht. Die gute Laune des Gouverneurs machte ihm fast mehr Sorgen als das Erschießungskommando im Hof.

»Ich bin bloß hier, um ihnen ein kleines Abschiedsgeschenk zu übergeben«, erklärte Lafort und trat einen Schritt auf Clayton zu, wobei er ihm das Dokument überreichte.

»BEGNADIGUNG« stand in großen Lettern in der Titelzeile. Clayton runzelte die Stirn. Das konnte nur eines bedeuten – der Gouverneur hatte Pläne für ihn, und diese Pläne konnten sich nur um Claytons herausragendste Fähigkeit drehen.

»Sieht mehr nach einem ›Willkommen zurück‹ aus«, folgerte er. »Wen soll ich umbringen?« Der Gouverneur hob die Augenbrauen, erfreut über Claytons schnelle Auffassungsgabe. Er hatte schon viel über diesen Mann gehört, gelegentlich hatte er ihm sogar Unmut bereitet. Doch Lafort ging davon aus, dass Clayton seiner Personalabteilung eigentlich einen Gefallen tat, wenn er seine Mitarbeiter umbrachte – denn die waren in diesem Fall ihr Geld ganz offensichtlich nicht wert. Also antwortete er wahrheitsgemäß und freimütig: »Matthew Saberneck«, als wäre dieses Ziel das normalste der Welt.

»Ist der wirklich zu groß für all' deine Jungs hier?«, fragte Clayton gelangweilt. Der Gouverneur musste wieder an einen Clayton Young in der Rolle des Personalchefs denken und deswegen kurz grinsen – sehr zum Missfallen der Umstehenden, deren Ehre Clayton verletzt hatte. Natürlich war es auch im Sinne des Gouverneurs, die Stärke seiner Truppe nicht herunterzuspielen, und so holte er tief Luft, um zu einer längeren Erklärung anzusetzen: »Meine Organisation funktioniert nicht durch reine Manpower. Meine größte Waffe sind Informationen«, schwadronierte er. Claytons Gesichtsausdruck verriet, dass er davon wenig überzeugt war. »Indem man Logik mit lückenlosen Daten kombiniert, kann der Ausgang jeder Situation

vorhergesagt werden«, fuhr der Gouverneur fort. »Die Tatsache, dass Sie jetzt vor mir stehen, ist der beste Beweis dafür.«

Da hatte er tatsächlich nicht ganz unrecht, doch das ließ sich Clayton natürlich nicht anmerken. »Aha«, murmelte er stattdessen mürrisch und rollte beiläufig den Vertrag zusammen. Dann holte er zum Gegenschlag aus – bestimmt konnte er aus dieser Situation einiges an Kapital schlagen. »Scheint so, als ob Saber-necks Tod ein bisschen mehr wert ist, als mein Leben«, pokerte er. Schließlich war Matthew Saberneck eine Legende, und auch wenn er sich bereits dem Hörensagen nach auf sein Altenteil zurückgezogen hatte, war er sicherlich immer noch kein leichter Gegner – sonst würde der Gouverneur bestimmt keine Hilfe aus dem Todestrakt seiner Bergfestung anheuern. Doch der große Diktator setzte nun ebenfalls sein Pokerface auf.

»Ich muss zugeben, bis jetzt bin ich nicht von Ihrem legendären Ruf überzeugt«, forderte er Clayton heraus. Der musterte inzwischen die Umstehenden – Jack mit seiner Schrotflinte und den nervigen Frank, der ihm ein bisschen zu demonstrativ seine rostige Beretta ins Gesicht hielt. Der Junge hatte Schiss, das konnte man in der Tat riechen. Die anderen Soldaten, inklusive dem Marschall und seiner Truppe, hielten sich im Hintergrund. Die Sache hier war offensichtlich unter ihrem Niveau. Für Clayton war das Ziel also klar. Den Vertrag hatte er inzwischen so fest zusammengerollt, dass seine Knöchel schon weiß hervortraten. In einer ruckartigen Bewegung entlud er seine Anspannung in Richtung Frank und rammte ihm die spitz zulaufende Papierrolle in die Hand, so dass die Haut am Handrücken blutig aufplatzte. In einer flüssigen Bewegung ließ er das Papier los, und schnappte sich Franks Waffe, als der den Griff um diese lockerte, ließ sie herumwirbeln und richtetet sie direkt auf den Gouverneur – der Lauf war nur wenige Zentimeter von dessen Gesicht entfernt, so dass er direkt in die Mündung starrte. Während der verdutzte Frank noch zurücktaumelte und die Schmerzen in seiner Hand wohl noch gar nicht richtig registrierte, rissen die anderen Anwesenden bereits ihre Waffen hoch und legten auf Clayton an. Die Spannung im Raum war beinahe greifbar, doch den Gouverneur schien das alles gar nicht zu be-

eindrucken. Im Gegenteil, er feixte innerlich, denn er hatte genau die Bestätigung bekommen, die er brauchte – dieser Clayton Young war ein verdammt guter Fang und würde ihn endlich ans Ziel seiner Träume bringen.

»Tut mir leid, dass ich Sie so auf die Probe stellen musste«, sagte er entsprechend gütig. Seine Entspanntheit schien Clayton tatsächlich ein ganz kleines Bisschen zu verwirren. Von daher fuhr der Gouverneur fort: »Es ist aber so: eine Legende ersetzt keine harten Fakten. Sie entstehen aus einer Mischung von Mythen, Mundpropaganda und Übertreibungen.«

Er ließ die Worte kurz sacken, doch Clayton hielt ihm immer noch drohend die Pistole ins Gesicht. Das Adrenalin machte ihn vielleicht etwas begriffsstutzig, schloss der Gouverneur. »Deswegen bin ich hier«, fuhr er fort, »ich brauche harte Fakten, um meine Macht auszuüben.« Hier unterbrach er sich, vielleicht war es nicht allzu weise, Fremden kompletten Einblick in seine Führungsstrategie zu geben – und Claytons verkrampfter Gesichtsausdruck verriet ihm, dass es Zeit war, eine Sprache zu sprechen, die so ein von Testosteron triefender Pistolero verstand. »Was ihre Sorge über Saberneckes Wert angeht«, setzte er an, »vielleicht könnte da ein bisschen Silber die Differenz ausgleichen? fünfhundert jetzt, und fünftausend wenn der Job erledigt ist!«

Damit hatte er Claytons Aufmerksamkeit. Er hob abwägend eine Augenbraue, und ließ die Waffe dann blitzschnell herumwirbeln – eine motorisch beeindruckende Darbietung, die sicher dazu gedacht war, Lafort einen Schrecken einzujagen. Doch der badete immer noch in seiner Selbstsicherheit und verstand die Aktion sofort als das Zeichen, auf das er gewartet hatte: Er war am Ziel. Breit grinsend packte er die Waffe am Griff, wobei er deutlich ein besonderes körperliches Merkmal zur Schau stellte: Der Mittel- und Ringfinger der rechten Hand waren seit Geburt zusammengewachsen. Einer der Gründe, warum Schießen nie so wirklich seine Sache gewesen war und er sich stattdessen dem viel feinsinnigeren Studium des Schwertkampfes zugewandt hatte – ein Pfad, der durch sein stets am Gürtel getragenes Katana-Schwert für jedermann deutlich sichtbar war.

Mit einem Nicken des Kopfes veranlasste Lafort seinen kurzgewachsenen Handlanger Jack, Claytons Handschellen zu öffnen. Er überlegte kurz, dem tölpelhaften Deputy Frank seine Waffe wiederzugeben, doch er wollte dieses blasse Häufchen Elend, das den Blick nur noch angstvoll zu Boden richtete, lieber noch ein bisschen zappeln lassen.

Young rieb sich die Handgelenke, nachdem er von den Fesseln befreit war.

»Ich dachte, Saberneck arbeitet für Sie?«, stellte er fest. »Hat er«, bestätigte der Gouverneur freimütig. »Hat wohl nicht so richtig gepasst«, schloss Clayton aus dieser knappen Antwort, was der Gouverneur mit einem wohlwollenden Nicken quittierte. Die beiden Männer hatten auf jeden Fall eine gemeinsame Basis der Kommunikation.

Doch bevor es irgendjemand anders im Raum ahnte, spürte der Gouverneur eine explosiv aufflammende Energie – sie wurde von Clayton ausgestrahlt, der plötzlich innerhalb eines Sekundenbruchteils seine gesamte Muskelkraft mobilisierte, und Lafort wusste auch sofort genau, in welche Richtung er sie fokussierte. Mit einem blitzschnell ausgeführten Schwinger gegen Jacks Kinn schickte er den Sheriff auf die Bretter. Frank war geschockt, der Marschall entrüstet, aber der Gouverneur grinste nur.

»Ich glaube, Jack braucht ein bisschen Wasser«, stellte Clayton trocken fest und rundete damit seinen Triumph ab. Er war wirklich ein Mann ganz nach Laforts Geschmack.

\* \* \*

Wenig später kamen der Gouverneur, Clayton und Marschall Clarke im Innenhof der Festung wieder zusammen. Dem Quartiersmeister war befohlen worden, Claytons beschlagnahmtes Motorrad – eine antike Yamaha 500 in halbwegs fahrbereitem Zustand – sowie seine anderen Habseligkeiten bereitzustellen. Clayton machte sich gerade bereit für seine Rückkehr ins Tal; er legte seine schwarze Kleidung und ebenso dunkel gehaltene Ausrüstung an. Das war die ewige Provokation der erfahrensten

Gunfighter: im ewigen Weiß dieser kalten Welt die perfekte Zielscheibe zu bieten und trotzdem ein Feuergefecht nach dem anderen siegreich zu überleben.

Clayton zog die zahlreichen Riemen und Holster fest und ließ sich nicht davon stören, dass der Marschall auf einmal seine tiefe Stimme erhob: »Seine Ranch liegt hinter einem Ort namens China«, beschrieb er Saberneck's Aufenthaltsort. »Fahren Sie nach Liberty und von dort nach Südwesten. Sie finden sein Land dort hinter ein paar heißen Quellen«

Clayton hörte nur mit einem Ohr zu, denn er tastete seine Satteltasche ab – ein entscheidendes Utensil fehlte. In diesem Zusammenhang hatte der Gouverneur nun seinen großen Auftritt: »Und Mister Young«, setzte er theatralisch an, »ich glaube, Sie brauchen das hier.« Mit diesen Worten übergab er Clayton seine Pistole, einen schwer modifizierten Colt 1911. Viele Teile waren durch Leichtbau ersetzt, sie hatte ein im dunkeln schwach leuchtendes Visier und natürlich ein erweitertes Magazin. Das beeindruckendste Bauteil aber war der ausladende Kompensator am Lauf, der die Waffe deutlich martialischer aussehen ließ und dabei noch Rückstoß und Mündungsfeuer dämpfte. Der eine oder andere Möchtegern würde vielleicht behaupten, damit wolle Clayton andere Dinge kompensieren, aber diese Leute lebten meist nicht sehr lange.

Grinsend betrachtete Clayton das gute Stück, ließ es dreimal um seinen Zeigefinger wirbeln und dann in einer zackigen Bewegung in seinem Holster am Oberschenkel verschwinden. Als nächstes stieg er auf seine Maschine, doch der Gouverneur war noch nicht fertig. »Denken sie immer dran, Mister Young: Ich habe überall meine Leute«, warnte er. Eigentlich war er ein Idiot, dachte Clayton – es war in den letzten zehn Jahren niemandem gelungen, ihm nahe zu kommen, und nach diesem beinahe katastrophalen Fehltritt würde er so schnell nicht wieder nachlässig werden. Ihm wurde also quasi die Freiheit geschenkt. Doch auf der anderen Seite waren die 5000 Silberstücke die Chance, auf die er schon lange gewartet hatte – mit diesem Geld würde er sich endlich absetzen können. Saberneck hin oder her.

»Ich komme in drei Tagen in ihr Büro in Liberty«, kündigte er deswegen selbstsicher an. »Halten sie das Geld griffbereit!« Der Gouverneur stellte wieder sein typisches, süffisantes Grinsen zur Schau und mehr Zustimmung brauchte Clayton nicht. Er ließ einmal den Motor aufheulen, um ihn gegen die Kälte zu stählen, dann ließ er die Kupplung springen und dadurch Lafort und Clarke in einer Wolke aus Abgasen und Schneematsch zurück. Die beiden Männer sahen ihm hinterher, wie er durch das Tor der Festung bretterte – Lafort in guter Hoffnung, Clarke in purer Verachtung. Was dachte sich sein Meister nur dabei? Und warum ließ er diesen Wilden auch noch über den wichtigsten Missionsparameter im Unklaren?

»Sie haben gar nichts von ihr gesagt?«, stellte er Lafort ungehalten zur Rede, doch der winkte bloß gelangweilt ab. »Clayton Young ist keiner ihrer Männer, Marschall«, erklärte er dem Marschall mit spitzer Zunge, »er würde niemals eine Frau töten!«



Kapitel 2

Lady in the Water

—

Die Frau im Wasser

Die Reise in die Hauptstadt Liberty, in der der Gouverneur seinen Regierungssitz in einem befestigten, alten Rathaus hatte, verlief für Clayton ereignislos. Er wusste, dass seine Maschine eher baufällig als leistungsstark aussah – doch das war zu einem großen Teil pure Show. Es war alles eine Frage von Vorbereitung und Wartung, und so waren alle tragenden Teile verstärkt, wo es nur ging – während Motor und Mechanik auf Haltbarkeit und Leistung optimiert waren. Jedes unnötige Gewicht war entfernt worden und das Ganze mit einem matten Finish, aufgemaltem Rost und angeschraubten, klapprigen Blechstücken verschleiert. Diese Mühle hatte ihn noch nie im Stich gelassen und seine Fahrkünste kamen mit jedem Untergrund zurecht, obwohl seine Reifen nicht einmal mit Spikes ausgestattet waren.

Nachdem er am Stadtrand von Liberty kurz gehalten und etwas von seinem Vorschuss in Benzin und Vorräte sowie einen erstaunlich guten Kaffee mit kräftigem Schuss investiert hatte, fuhr er direkt weiter in Richtung China. In Liberty wollte er sich nicht zu lange aufhalten; es gab dort zu viele Leute, die der Meinung waren, mit ihm noch eine Rechnung offen zu haben. Außerdem zweifelte er daran, dass wirklich jeder der Männer des Gouverneurs wusste, dass sie ihn von nun an in Ruhe zu lassen hatten.

Auf seinem Weg über die ehemaligen Asphaltstraßen des Tals, die der Permafrost inzwischen zu Schotterpisten zerfressen hatte, dachte Clayton über die Möglichkeiten nach, die ihm dieser Auftrag bringen würde. Er wusste nicht viel über die Welt, außer, dass die meisten Regionen nach Beginn der Eiszeit komplett unbewohnbar geworden waren, da das dauerhafte Eis dem Leben keine Chance bot. Nur in etwas höheren Lagen war die Temperatur bei knapp unter null Grad stehen geblieben, und das ließ sich aushalten. Die ihm bekannte Welt befand sich in den Tälern einer Gebirgsregion, die einst als Alpen bekannt waren. Heute war es nur noch das Land des Gouverneurs, der mit harter Hand zwar immerhin einen Frieden geschaffen hatte – der jedoch für einzelne Individuen wie aus dem Nichts absolut tödlich sein konnte. Denn der Gouverneur war ein Despot wie er ihm Buche stand: Alles was ihm gefiel, wollte er haben, und jeder,

der ihm dabei im Weg stand, wurde vernichtet. Auf die Dauer hatte Clayton dieses Leben satt, und die letzten Entwicklungen hatten ihm gezeigt, dass auch er immer öfter Fehler machte. Es war also nun noch mehr Zeit als je zuvor, sich zu neuen Gefilden aufzumachen. Gerüchten zu folge gab es jenseits der Berge noch Ländereien mit Plusgraden, lockerer Erde und glitzernden Stränden. »The Sands« nannten diejenigen, die an die Geschichten glaubten, ehrfurchtsvoll dieses Gebiet.

Das Problem war nur, dass sich am Fuß der Berge im Süden zunächst einmal eine riesige Todeszone ausbreitete, in der es absolut nichts gab. Das Gegenargument, dass noch nie jemand aus den Sands zurückgekehrt war, konnte man also nicht gelten lassen – denn wer würde, wenn er schon im Paradies angekommen war, die Strapazen der Todeszone ein zweites Mal auf sich nehmen? Zumal die Ressourcen, die für eine solche Reise unbekannter Länge nötig waren, beträchtlich wertvoll waren.

Doch vor allem durfte Clayton sich nun erst einmal nicht ablenken lassen. Mit Saberneck war nicht zu spaßen, egal was man über ihn erzählte. Mit langsamem Tempo fuhr Clayton durch inzwischen knöcheltiefen Schnee, die schmale Landstraße – oder was davon übrig war – war kaum noch zu erkennen. Zu seiner Rechten streckte sich nun schon eine Weile ein karger Wald dünner Birken hin, die den kalten Temperaturen gerade so trotzten. Doch nun erblickte er ein Zeichen, dass er auf dem richtigen Weg war: Eine Wolke weißen Dampfes. Die konnte eigentlich nur von den heißen Quellen herrühren, die der Marschall erwähnt hatte.

Als er näher kam, verlangsamte Clayton das Tempo – der kleine See, aus dem an verschiedenen Stellen blubbernde Bläschen aufstiegen, war wirklich malerisch. Diese thermalen Anomalien verteilten einen dünnen Dampf, der fast wie feiner Nebel wirkte, in der gesamten Gegend, und nun hatte Clayton sogar das Gefühl, zu fantasieren: Aus den weißen Wolken am anderen Ende des Ufers schälte sich eine weiße Gestalt. Clayton kniff die Augen zusammen und stellte erfreut fest, dass er sich diese Person nicht einbildete, sondern dass er wirklich zur rechten Zeit am rechten Ort war. Denn unter der weißen Kapuze, die

nach hinten geschoben wurde, kam ein Schopf langer, schwarzer Haare zum Vorschein! Es steckte eine gut gebräunte Frau unter dieser hellen Kluft, und als ob Claytons spontane Gebete erhört worden waren, ließ sie auf einmal komplett ihre Hüllen fallen und stieg in das blubbernde Wasser, ganz so, wie sie geschaffen worden war. Und das war wirklich sehr wohlproportioniert, das konnte Clayton sogar von seiner entfernten Position aus erkennen. Das musste er sich auf jeden Fall näher anschauen, und so ließ er die Maschine wieder anrollen. Dem Weg folgend verschwand er allerdings zunächst wieder zwischen den Bäumen und etwas dichterem Buschwerk.

Natürlich war sein rustikales Gefährt alles andere als geräuschlos, und das bemerkte auch das Objekt seiner Begierde. Vom Klang des Motors alarmiert huschte sie zu ihrer Kleidung, die sie am Wasserrand postiert hatte, und zog ein rituelles Messer aus einer elfenbeinernen Scheide. Als sie durch die dörren Halme der am Ufer wachsenden Pflanzen Claytons Silhouette erkannte, ließ sie das Messer jedoch unter der Wasseroberfläche verschwinden und paddelte elegant zurück an ihre ursprüngliche Position im See. Da tauchte die Maschine des Fremden auch schon an der kleinen Lichtung auf, an der sie sich entkleidet hatte.

»Wohnt Matthew Saberneck hier irgendwo?«, rief der Mann über den blubbernden Leerlauf seines Gefährts. »Wer will das wissen?«, kam prompt die kecke Gegenfrage. Die Frau war vorsichtig, doch sah sie ihren Eindruck bestätigt, dass der Fremde keiner der Männer des Gouverneurs war. Seine plakativ schwarze Kleidung deutete an, dass er sich für einen Gunfighter hielt, und das konnte Negatives wie auch Positives bedeuten. »Ich heiße Clayton Young«, rief er, »ich bin ein alter Freund von Saberneck.«

Die Frau überlegte kurz, sah dann allerdings kein Problem darin, mit einer Information weiterzuhelfen. So würde sie am schnellsten ihre Ruhe wiederhaben. »Einfach weiter die Straße runter!«, rief sie knapp. Clayton fasste sich erfreut an die Hutkrempe und nickte leicht – ein Gruß, wie er sich für eine Dame gehörte. Nur, dass er diese Geste zweckentfremdete, denn bei

seinem Nicken rutschte sein Blick doch um einiges tiefer und blieb über Gebühr an der Wasseroberfläche hängen. Zwar war dieser kleine See alles andere als kristallklar, doch trotzdem gab es einiges zu sehen, und das gefiel ihm.

Nun schien die Fremde seine Anzüglichkeit aber zu bemerken und er riss seine Augen los – nicht zuletzt musste er sich daran erinnern, wo ihn seine Geilheit das letzte Mal hingebracht hatte. Aber gut, ein unverbindlicher Blick musste erlaubt sein, beruhigte er sich, als er weiterfuhr.

Von einer Anhöhe, die er schon bald erreichte, erhielt er Einblick in ein kleines Tal, in dem sich ein von einer hüfthohen Mauer umgebenes Farmhaus befand. Die Ranch wurde zusätzlich von einigen Weidegattern sowie einer großen Scheune mit eingeschlossenen Stallungen gebildet. Heu rieselte vom Obergeschoss dieses größten Gebäudes herunter, es wurde also gearbeitet. Clayton folgte dem Weg nach unten und fuhr dort angekommen weiter auf die Scheune zu – doch plötzlich ließ ein krachender Schuss Eis und Dreck vor ihm aufspritzen. Der Donner der mächtigen Waffe hallte noch ein paarmal durch das enge Tal. Mit zusammengekniffenen Augen sah Clayton nun in der offenen oberen Etage, die wohl als Heuboden diente, eine Gestalt, die ein Gewehr hielt.

»Sind sie Matthew Saberneck?«, rief Clayton dem Unbekannten zu. »Komm näher!«, war die lapidare Antwort. Clayton ließ die Kupplung schleifen und näherte sich so langsam es ging dem Gebäude. Ungewöhnlich, dass ein Gewehrschuss auf diese Distanz so treffsicher gesetzt wurde. Es sei denn, der Mann hatte gar nicht auf den Boden vor ihm gezielt ... sondern vielleicht eher auf seinen Kopf? Doch nun trat der Fremde ins Licht, und Clayton sah sofort, dass es Saberneck sein musste. Schon allein seine Körperhaltung und die merkwürdig, tänzerisch-schleppenden Bewegungen verrieten, dass er ein Anhänger des Gun-Do war, einer ebenso eleganten wie tödlichen Spielart der Schießkunst. Ebenso erkannte Clayton nun die silberne Mähne und den graumelierten Vollbart des Alten. Über die traditionelle, schwarze Kleidung des Gunfighters hatte er einen mit Pelzteilen besetzten, graubraunen Mantel gestreift.

Nun war Clayton theoretisch in Schussweite seiner Pistole, doch natürlich wusste das auch Saberneck, der nun an der Treppe zum Obergeschoss der Scheune auftauchte. »Das reicht! Hände hoch, Mister Young!«, brüllte er. Verdammt, wie konnte das sein? Erwartete der Kerl ihn etwa schon? Das machte die Lage wirklich gefährlich. Und es wurde noch schlimmer.

»Jetzt runter vom Motorrad«, herrschte Saberneck ihn an, »nimm' die Pistole ab!« Das war ein Satz, der eine Situation zwischen Leben und Tod einläutete. Wenn Saberneck wirklich wusste, was Clayton vorhatte, wäre das Ablegen seiner Waffe das Todesurteil. Denn im Moment hatte er wenigstens die kleine Chance, blitzschnell zu ziehen und zu hoffen, dass Sabernecks erster Schuss daneben gehen oder zumindest nicht tödlich sein würde. Er musste Zeit gewinnen.

»Ich nehme meine Waffe für niemanden ab«, weigerte er sich. Saberneck kam langsam die Treppe hinunter. Was war das für eine gottverdammte Flinte in seiner Hand? Clayton war sich nicht zu hundert Prozent sicher, da der mattschwarze Lack die Form der Waffe etwas verschwimmen ließ, doch er vermutete, dass es die Scharfschützenversion des G3 war, eine der letzten Langwaffen, die in der alten Welt hergestellt worden war. In diesem Fall war Clayton auf diese Entfernung definitiv so gut wie tot, und das war auch seinem Gegenüber klar. »Ich nehme dir entweder die Waffe ab, oder deinen Kopf!«, höhnte Saberneck.

Nun gab es also nur noch eine Möglichkeit: Clayton musste ihn umlegen, bevor er auch nur den Abzug betätigen konnte. Schwierig, aber machbar. Doch als Clayton ganz langsam seine rechte Hand dem Holster näherte, brüllte Saberneck ihn wieder an: »Andere Hand!« Der alte Fuchs war wirklich auf Zack. Clayton hatte keine Chance, als zu tun, wie ihm geheißen, löste die Verschlüsse und legte den gesamten Holster inklusive seiner Pistole auf dem Motorrad ab. Jetzt war er praktisch wehrlos, doch zumindest erkannte er in Sabernecks zerfurchtem Gesicht so etwas wie Neugier ... es bestand also noch Hoffnung, dass er ihn nicht sofort kalt machen würde. Und selbst wenn; von einem Gunfighter umgelegt zu werden war für Clayton auf jeden Fall deutlich akzeptabler, als den Schergen des Gouver-

neurs zum Opfer zu fallen, schon gar nicht diesem Nichtskönner Sheriff Jack.

»Leg' das Ding ab!«, rief Saberneck, als Clayton die Waffe am Griff hatte. Clayton platzierte seinen Schießprügel auf dem Sitz der Yamaha, und schon hatte Saberneck neue Instruktionen für ihn: »Jetzt komm hier rüber, wo ich dich beobachten kann!«

Als Clayton am Fuß der Treppe stand, begann Saberneck, diese herunterzuschreiten. »Bist ja ganz schön vorsichtig!«, versuchte Clayton es mit Smalltalk, denn er sah in Sabernecks Augen einen gewissen Schalk aufblitzen. »Allerdings«, antwortete der Ältere wortkarg. Seine Haltung war lauernd, er hatte Fragen. Da empfahl es sich, erst einmal mit einer Gegenfrage zu eröffnen: »Woher weißt du, wer ich bin?«, fragte Clayton also ganz ehrlich, das interessierte ihn wirklich brennend. Aber Saberneck wusste, dass zwei dieses Spiel spielen können: »Was willst du hier in der Gegend?«, lautete seine Gegenfrage – und er war der Typ mit der tödlichen Waffe in der Hand. »Bin nur auf der Durchreise. Kann ich die Hände jetzt runternehmen?«, versuchte Clayton naiv spielend das erste, was ihm einfiel. Zu seiner Überraschung raunzte Saberneck ein nickendes »Okay«, also ließ Clayton die Hände sinken und schaute sich ein wenig um, damit er das Gelände besser einschätzen konnte. »Schön hier«, folgerte er, doch auf so einen billigen Wechsel zum Smalltalk fiel Saberneck nicht herein. »Was hast du vor?«, grollte er mit einem argwöhnischen Lächeln. Vielleicht wäre er für ein bisschen Schmeichelei empfänglich? »Um die Wahrheit zu sagen ... ich verzieh' mich hier aus der Gegend. Und ich wollte dem letzten echten Gunfighter persönlich meinen Respekt erweisen.«

Wider Erwarten schien Saberneck das sehr gut zu gefallen; seine Augenbrauen gingen nach oben. »Du meinst, ich bin dann wieder die Nummer Eins?« Da hatte er nicht ganz unrecht, denn außer Clayton und ihm sahen wohl die meisten Gunfighter die Radieschen inzwischen von unten einfrieren – also nickte Clayton zustimmend.

»Na gut... Dann lass' uns darauf mal die Mandeln befeuchten!«, lud Saberneck ihn fordernd ein. Es war ein ungewöhnli-

ches Angebot zum Waffenstillstand, aber es lag immer noch eine knisternde Spannung in der Luft. Vermutlich hatte Saberneck sein Jagdinstinkt noch nicht verlassen und er wollte herausfinden, was vor sich ging. Nebeneinander gehend musterten die Männer sich gegenseitig, versuchten, den Gegner einzuschätzen. Doch im Moment hielt Saberneck alle Trümpfe, sprich Waffen, in der Hand, denn im Vorbeigehen sammelte er Claytons Holster vom Sattel des Motorrades.

»Normalerweise töte ich jeden, der mir meine Knarre wegnimmt«, kommentierte Clayton die Lage, als sie sich dem Eingang des Farmhauses näherten. »Ich weiß«, lachte Saberneck zustimmend.

Kapitel 3

# The Lion's Den



Die Höhle des Löwen

Wenig später saßen die beiden Männer am Tisch in Saberneck's rustikal eingerichteten Domizil. Die Flasche Feuerwasser auf dem Tisch hatten sie bereits fast geleert und so drehte sich ihr Gespräch um nostalgische Themen.

»Mein größter Fehler war eigentlich, dass Charles Renardo damals als erster gezogen hat«, fasste Saberneck einen der bekanntesten Fehlschläge seiner Karriere gerade zusammen. »Ich weiß nicht mal mehr, worüber wir uns gestritten hatten...«

Seine Worte drifteten ab, als er bemerkte, dass sein Glas leer war und auch die Flasche nicht mehr viel hergab. Also stand er auf und ging zur nahe gelegenen Kommode, wo er sich am Verschluss des Nachschubs zu schaffen machte. Clayton nutzte die lockere Stimmung, um etwas mehr über die Lebensumstände seines Gastgebers herauszufinden.

»Sag mal ... woher kommt eigentlich dein plötzliches Interesse für das Landleben?«, fragte er leicht provozierend.

»Landleben? Ich?«, lachte Saberneck überrascht auf. Offensichtlich war es ihm ein wenig unangenehm, als Bauer hingestellt zu werden. »Also, eigentlich interessiert mich das gar nicht, es ist mehr wegen ...«

Während er noch nach Worten suchte, öffnete sich leise die Vordertür und hallende Schritte auf den Holzdielen deuteten Clayton an, dass eine Frau mit kurzen Absätzen sich näherte – und er war mehr als überrascht, als er feststellte, dass es sich dabei um die Frau aus der heißen Quelle handelte! Während sich auf Claytons Gesicht ein gewisser Ärger über sich selbst abzeichnete – schon wieder hatte er seine natürliche Kombinationsgabe verloren, sobald eine heiße Lady ins Spiel kam – zog Saberneck die Dame an seine Seite.

»Hi! Ich hab' gerade an dich gedacht«, begrüßte er sie, und stellte sie gleich darauf Clayton vor: »Das ist Naina, meine Frau!«

Gut, das war Clayton inzwischen nun auch klar geworden, aber dass sie sogar verheiratet waren ... er hoffte, dass die Tante wenigstens nur ein hübsches Püppchen war, und nicht auch noch so intelligent, dass sie ihn jetzt in die Bredouille bringen würde.

»Das ist Clayton Young, er bleibt zum Abendbrot«, schloss Saberneck die Vorstellung ab. »Ein alter Freund von dir...?«, stellte Naina fragend in den Raum, und wenn Clayton es sich nicht mit viel Mühe abtrainiert hätte, wäre er in diesem wahrscheinlich rot geworden.

»Nein, eigentlich haben wir uns gerade erst kennen gelernt«, stellte Saberneck richtig.

Viel schlimmer, als beim Lügen erwischt zu werden, war für Clayton damit die Tatsache, dass er abhängig von ihrer Reaktion in wenigen Sekunden tot sein würde. Er legte sein unschuldigstes Gesicht auf und schaute Naina verlegen an. Sie ließ sich einen Moment Zeit, um die Situation einzuschätzen – ein Moment, der sich für Clayton ewig hinzuziehen schien. Irgendwann musste Saberneck doch misstrauisch werden. Schließlich fing Naina an, zu sprechen: »Ach so. Schön, dich kennen zu lernen«, sagte sie nur ganz einfach und warf Clayton einen fordernden Blick zu, doch Saberneck schien von diesem nonverbalen Austausch nichts mitzubekommen. Als Naina hinter einer Trennwand verschwand, kehrte er zum eigentlichen Thema zurück.

»Weißt du, eigentlich ist das alles ihretwegen«, setzte er an, als er mit der Flasche an den Tisch zurückkehrte. »Ich habe inzwischen mein ganzes Leben umgekrempelt. Sie ist aber immer noch nicht zufrieden«, fuhr er fort, während er die Gläser wieder füllte. »Sie redet immerzu von ihrer Familie im fernen Osten. Aber für mich ist das nichts, ich will hier bleiben.«

Clayton nickte verständig. »Wie sieht's bei Dir aus?« hakte Saberneck nach und trotz seines lockeren Konversationsons klingelten bei Clayton die Alarmglocken. Er musste bei seiner Story bleiben, die er gewohnheitsgemäß möglichst nahe an der Wahrheit aufgebaut hatte. »Ich habe mir überlegt, dass ich die südlichen Strände ansteuern werde«, sagte er entsprechend überzeugt. »Ach, du steigst ein in die Suche nach dem Paradies! Viel Glück damit«, lachte Saberneck auf. Anscheinend hielt er nicht allzu viel von dieser mutmaßlichen Legende, doch bevor Clayton sich rechtfertigen musste, steckte Naina den Kopf hinter einer Trennwand hervor. »Matt?«, setzte sie an, »Wenn der Herr zum Essen bleibt, willst du vielleicht einen Hasen schlachten?«

»Ja, klar«, murmelte Saberneck mit der Demut eines Mannes, der sich erst von seiner Frau an die Sitten eines guten Gastgebers erinnern lassen musste. »Willst du dich solange frisch machen?«, bot er Clayton zusätzlich an. »Gerne«, nickte der staubige Gunfighter.

Wenig später stand Clayton draußen an einem Trog mit einer antiken Handpumpe aus Metall. Mit Glück oder vielleicht auch dem Talent eines Spurenlesers hatte Saberneck es offenbar geschafft, den Zulauf der heißen Quellen anzuzapfen, so dass er seine Tiere hier draußen tränken konnte, ohne sich mit einfrierenden Rohren herumzuschlagen. Nicht, dass Clayton die Kälte etwas ausmachen würde. Um das zu unterstreichen, zog er sich gleich an Ort und Stelle aus. Er wusste, dass Naina ihn durch die dünnen Vorhänge beobachtete – beim Hinausgehen hatte er ihr noch einen vielsagenden Blick zugeworfen, den sie mit dem typischen Feuer in den Augen quittiert hatte, den Clayton schon bei sehr vielen Frauen gesehen hatte. Allerdings auch bei einigen Männern. Und dieser letzte Teil erinnerte ihn daran, dass er vorsichtig sein musste. Doch was konnte es schon schaden, ein bisschen Show abzuziehen? Mit großen Gesten ließ er das weniger als lauwarme Wasser auf seinen durchtrainierten Oberkörper spritzen, der mit definierten Muskeln und vielen Narben beeindruckte. Aufgrund der Kälte der Umgebung stieg direkt ein wenig Dampf auf, so als wäre Clayton der heißeste Typ auf der Erde, und dass sich seine Haut als Reaktion noch ein Stück weit zusammenzog, verlieh dem Erscheinungsbild seiner Muskulatur den letzten Schliff.

Trotz allem verlor Naina nach kurzer Zeit das Interesse und verschwand in den Schatten des Hauses. Vielleicht musste sie sich aber auch nur um das Essen kümmern, denn die Sonne näherte sich bereits deutlich dem Horizont. Also beendete Clayton seine Wäsche, und wenig später saßen die Drei am Tisch.

Beim Abendessen wurde kein Wort gesprochen. Entweder war es eines dieser schrägen Rituale, die Ehepaare manchmal haben, oder Saberneck hatte doch Lunte gerochen. Oder vielleicht war ihm als Profi, der mit sechs oder mehr Sinnen ausgestattet war, gleich aufgefallen, dass Clayton hier den Gigolo gab.

Doch davon ließ sich der junge Cowboy nicht einschüchtern, ausdauernd stopfte er das zähe Fleisch in sich hinein und lieferte sich dabei mit Saberneck ein paar Runden des Spiels »Wer zuerst blinzelt«.

Im Anschluss fand Saberneck seine Sprache wieder und lud Clayton zu einem kleinen Abendspaziergang ein. Der Vollmond schien, so dass man draußen eine sehr gute Sicht hatte. Es war hell genug, um einen Mann innerhalb von Sekunden gezielt in Stücke zu schießen. Clayton merkte, dass Saberneck ihn immer noch beobachtete, auch wenn er ihn nicht direkt anschaute. Das war eines der Talente, die man in diesem Beruf entwickeln musste, um zu überleben.

»Schön ruhig habt ihr's hier«, versuchte Clayton einen erneuten Anlauf des Smalltalks. »Ja, ich hatte genug Aufregung für ein ganzes Leben«, sagte Saberneck nostalgisch. »Nur einen Kampf hab ich noch vor mir«, schloss er mit großem Ernst. »Mit wem denn?«, fragte Clayton unschuldig.

»Der Gouverneur ist der Meinung, dass ich ihn beklaut habe«, ließ Saberneck die Bombe platzen. Er war der Sache also auf der Spur, doch Clayton ließ sich nichts anmerken. »Höre ich zum ersten Mal, dass dir jemand Diebstahl vorwirft«, behauptete er. Sie gingen ein paar Schritte weiter auf die Hintertür des Hauses zu, doch Saberneck blieb stumm. »Worum geht's denn wirklich bei der Sache?«, hakte Clayton nach, doch in diesem Moment erschien Naina im Türrahmen – Sie trug nur ein weißes Negligé der alten Welt, einen wahren Schatz, der in dieser Situation sogar unbezahlbar wurde, denn indem das Licht des offenen Kaminfeuers von hinten durch den hauchdünnen Stoff drang, zeichnete sich auch die feinste Kontur deutlich sichtbar ab. Während Saberneck das Gesicht entgleiste, fragte sie ganz unschuldig »Kommst du ins Bett, Matthew?«

»Ins Haus mit dir, Weib«, polterte der Alte los, »hast du gar kein Schamgefühl?« Während Naina zögerlich schmollend hinter dem Türrahmen verschwand und Saberneck ihr böse hinterher starrte, schaffte es Clayton nicht, ein dickes Grinsen zu unterdrücken. Er hatte also mal wieder ins Schwarze getroffen und eine noch heißere Antwort auf seine eigene Körperschau

geliefert bekommen. Bis Saberneck sich ihm wieder zuwandte, hatte er es zum Glück geschafft, seine Gesichtsmuskulatur halbwegs unter Kontrolle zu bekommen, sicherheitshalber täuschte er ein Husten vor, um seinen Mund mit der Hand abdecken zu können.

»Sie ist es gewohnt, hier draußen ganz alleine mit mir zu sein«, stammelte Saberneck entschuldigend. Dann wechselte er das Thema: »Tut mir leid, dass ich dir nur die Scheune als Nachtlager anbieten kann.«

»Die Scheune ist besser als das, was ich die letzten Tage hatte«, antwortete Clayton wahrheitsgemäß mit dem Gedanken an den Todestrakt der Bergfestung.

»Dann ist ja gut«, sagte Saberneck schnell – er war froh, das peinliche Thema seiner exhibitionistischen Ehefrau beiseite geschafft zu haben. »War echt ein schöner Abend, dank deiner Gesellschaft«, fuhr er fort.

Die beiden wünschten sich noch eine gute Nacht, dann verzog sich Clayton in sein Quartier, das gute fünfzig Meter von dem Farmhaus entfernt lag.

Als Saberneck sein Schlafzimmer betrat, wo er begann, sich auszuziehen, lag Naina schon im Bett. »Wer ist Mister Young?«, fragte sie künstlich naiv.

»Er ist ein Gunfighter, ein Meisterschütze... Wahrscheinlich der Beste, den es gibt«, knurrte Saberneck, während er sich seiner schweren Stiefel entledigte.

»Sogar besser als du?«, rief Naina alarmiert. »Er ist hier, um mich zu töten, Naina«, erklärte Saberneck mit ernster Miene und setzte sich auf die Bettkante. »Vom Gouverneur geschickt«, schloss er seine Erklärung.

»Warum lässt du ihn dann hier übernachten?«, fragte Naina vorwurfsvoll.

»Weil ... wenn er sich entschieden hat, bringt es nichts, sich zu verstecken«, sagte der Alte resigniert. Doch dann hellte sich seine Stimmung auf: »Morgen nehm' ich ihn mit in den Wald, dann finden wir's heraus«, verriet er seinen Plan.

Naina ließ diese Information sacken, wobei sie keinen Hehl daraus machte, dass sie wenig begeistert war. Insgeheim war sie jedoch zufrieden mit sich, denn als echte Überlebenskünstlerin waren ihre Vorarbeiten bereits auf fruchtbaren Boden gefallen.

\* \* \*

Clayton für seinen Teil hatte ebenfalls nicht vor, irgendetwas dem Zufall zu überlassen. Aus dem Geheimfach seiner Satteltasche zog er eine Walther PPK hervor. Diese Miniaturpistole war in keinem guten Zustand, doch sie schoss geradeaus und ließ sich prima verstecken. Routinemäßig prüfte Clayton, ob alle Teile gangbar waren und lud schon mal eine Kugel in den Lauf – er wusste nicht, wie viel Zeit er haben würde, wenn es soweit war. Dann ließ er sich auf den Strohhallen nieder, sagte Pferd und Hasen gute Nacht und zog sich die Hutkrempe bis zur Nasenspitze herunter. So konnte niemand wissen, ob seine Augen offen oder geschlossen waren.

\* \* \*

Als die ersten Sonnenstrahlen in die Scheune fielen und Staubkörner in ihnen wilde Tänze vollführten, öffnete sich knarzend das Scheunentor einen Spalt. Sofort war Claytons volle Aufmerksamkeit da und er beobachtete den hereinkommenden Saberneck wie ein Raubtier seine Beute.

»Morgen! Gut geschlafen?«, fragte der Alte in väterlichem Ton. »Wie ein Stein«, versicherte Clayton. Als Saberneck sich abwandte, ging Claytons Griff vielleicht eine Spur zu schnell zu seiner Satteltasche. Wie der Blitz wirbelte Saberneck herum, zog seine Pistole und legte sofort auf Clayton an – mit Sicherheit ein Schuss, der direkt ins Herz gehen würde, stellte Clayton beeindruckt fest. Trotzdem war er der Gewinner dieses Duells, triumphierend wedelte er mit der alten Zahnbürste, die er hervorgeholt hatte. So hatte er unauffällig Sabernecks Fähigkeiten überprüfen können. »Sorry, ich werd' wohl im Alter ein wenig

schreckhaft«, entschuldigte sich sein Gegenüber, als er die Waffe wieder im Holster verschwinden ließ.

»Du bist noch ganz schön schnell«, teilte Clayton freimütig das Ergebnis seines Experiments mit.

»Ach, ich war nie besonders gut mit der Pistole«, wiegelte Saberneck ab. Dabei war er mit allen Wassern gewaschen und genau wie Clayton beherrschte er offensichtlich die Technik, selbst ein Gespräch als Waffe zu benutzen. »Komm rüber, ich mache Frühstück«, sagte er jovial.

»Ich mach' mich kurz frisch, dann bin ich dabei«, stimmte Clayton zu, bevor er sich wieder seiner Zahnbürste zuwandte.

Kapitel 4

Hunted Hunter

—

Gejagter Jäger

Nach dem Frühstück trat Clayton mit seinem dampfenden Pott Kaffee nach draußen auf die hölzerne Veranda, auf der Saberneck bereits Platz genommen hatte und seine imposante Flinte reinigte und fettete. Clayton setzte sich zu ihm und starrte hinaus in den Wald.

»Du bist ganz schön ruhig dafür, dass der Gouverneur hinter dir her ist«, begann er ein Gespräch.

»Tja, ich hab' eben nie gelernt, wegzurennen«, stieg der Alte darauf ein. »Außerdem ist das hier mein Land. Für ihn gebe ich das nicht auf!«, erklärte er trotzig.

»Aber was ist mit ihr? Wird er sie nicht auch umbringen?«, bohrte Clayton in Bezug auf Naina nach.

»Nein. Hinter ihr ist er ja her!« Mit dieser Aussage überraschte er Clayton doch mehr, als er ahnte. Es steckte also viel mehr hinter der ganzen Sache und der Gouverneur hatte absichtlich Informationen unterschlagen, die möglicherweise essentiell für Claytons Mission waren. Gebannt hörte er weiter zu, als Saberneck in tiefere Überlegungen abdriftete: »Aber ich werd's ihm nicht leicht machen. Ich habe für diesen Hurensohn gearbeitet«, erklärte er trotzig, und seine Stimmung schien sich mit jedem Satz zu verfinstern.

»Vor fünf Jahren musste ich 'ne ganze Familie umbringen. Einschließlich ihrer Hunde, Katzen und Hühner«, grollte er, die Last der Vergangenheit auf seinen Schultern. Nachdem er sich eine Weile gedanklich in dieser Schuld gesuhlt hatte, wandte er sich wieder Clayton zu und seine Stimmung hellte sich auf – zumindest gab er das vor, indem er in beschwingtem Tonfall, wenn auch mit einer gehörigen Prise Sarkasmus, feststellte: »Schätze, jetzt bin ich wohl dran.«

Das war eine harte Aussage, doch Clayton kaufte ihm jederzeit ab, dass er den Tod nicht fürchtete.

»Auf jeden Fall pflegst du deine Karre gründlich«, warf Clayton ein, um das Thema auf unverfänglichere Pfade zu lenken. »Oh ja«, freute sich der Alte, »die hat mir immer gute Dienste geleistet!«

Clayton betrachtete anerkennend die Waffe. Doch dann passierte etwas vollkommen Unerwartetes – Saberneck ließ das Ge-

wehr auf einmal herumwirbeln, und für einen Sekundenbruchteil dachte Clayton daran, die Walther aus seinem Stiefel ziehen zu müssen. Zum Glück hatte seine Intuition eine bessere Entscheidung getroffen und einfach abgewartet, denn nun stellte Clayton fest, dass Saberneck ihm seine Waffe hinhielt – er bot sie ihm an, damit er einen besseren Blick darauf werfen konnte! Verwundert musterte Clayton die Züge des Alten, doch der schien wirklich guter Dinge und munterte ihn mit einer weiteren Geste auf, die Waffe an sich zu nehmen. Also griff Clayton beherzt zu und wog diesen Schatz in seinen Armen. Der absolute Wahnsinn. Natürlich war es von Saberneck als Provokation gemeint, als ein Abchecken, doch in diesem Moment war Clayton einfach so begeistert von der lange verlorenen Handwerkskunst, deren Testament diese Waffe war, dass jedes Kopfgeld der Welt in den entlegensten Winkeln seines Gehirns verschwand. Und diese Begeisterung konnte Saberneck spüren.

»Das verdammte Ding schießt dir aus einer Meile Entfernung noch den Arm ab«, kommentierte er. Clayton legte das Gewehr an und blickte durch das Zielfernrohr. »Jetzt verstehe ich, wieso du eher der Jäger als der Gejagte bist«, stellte er anerkennend fest.

»Stimmt«, sagte Saberneck trocken und nahm die Waffe wieder an sich. Seine kleine Provokation war interessant verlaufen – auch mit einer Waffe in der Hand war Clayton nicht nervös geworden. Es war also die Zeit gekommen, seinen Besucher endgültig auf die Probe zu stellen.

»Dann lass' uns mal unser Mittagessen erlegen gehen«, sagte Saberneck mit einem fordernden Glitzern in den Augen.

\* \* \*

Wenig später waren die beiden Männer auf einem Plateau hoch über der Ranch unterwegs. Ein kleines Wäldchen bot dort sowohl Tieren als auch fruchtbarem Erdreich Schutz. Nur wenige Meter weiter gingen jedoch schroffe Abhänge in die Tiefe – Aufmerksamkeit war geboten. Saberneck hielt plötzlich inne und gebot Clayton mit einem Handzeichen, stehen zu bleiben.

»Ich glaube, ich rieche einen Hasen«, verkündete er, dann deutete er auf einen schmalen Pfad, der sich an einer Felskante hinabschlängelte und die vor ihnen liegende schneebedeckte Hochebene, die einen hervorragenden Ausblick auf die umliegenden Berge bot, zu umrunden schien. »Du gehst diesen Weg runter, dann jagst du es zu mir«, erklärte Saberneck.

»Dazu brauche ich wohl keine Waffe, stimmt's?«, stellte Clayton eine scheinbar rhetorische Frage. Psychologisch war sein Hintergedanke natürlich, zu untermauern, dass er keine Waffe hatte, denn von der Walther in seinem Stiefel wusste der Alte ja nichts.

»Kluger Junge«, antwortete Saberneck, was in diesem Zusammenhang auch doppelt zu verstehen sein konnte. Ahnte er etwa doch etwas? Nein, das konnte nicht sein. Clayton versuchte noch, etwas im Pokerface des erfahrenen Gunfighters zu lesen, bis Saberneck ihn mit einem »Jetzt beweg' dich!« anherrschte. Clayton tat wie ihm geheißen und tastete sich vorsichtig den schmalen Steg hinunter, der direkt am Abgrund ins Tal verlief und dabei eine enge Kurve beschrieb. Auf der anderen Seite dieser Felszunge führte er wieder nach oben auf die Lichtung. Sabernecks Plan machte Sinn, denn hier war Clayton von dem Wäldchen aus nicht zu sehen und er würde auf der anderen Seite wieder herauskommen. Das bedeutete aber auch, dass er hier vor Sabernecks Blicken geschützt war – also hielt er kurz an und zog vorsichtig die Walther aus seinem Stiefel.

Als er sich langsam an den Aufstieg am Ende des Pfades machte und sein Augenniveau sich über den Rand des Plateaus hob, sah er, dass seine Chance gekommen war: Saberneck schlich am Rande des Waldes entlang, Clayton war nun hinter ihm – und hatte freies Schussfeld! Er legte auf Saberneck an, und selbst wenn man den kurzen Lauf und das Alter der Walther PPK bedachte, würde er ihn auf jeden Fall treffen. Claytons Zeigefinger spannte sich um den Abzug... Doch als er den Druckpunkt spürte, stieß auch sein Wille auf einen Widerstand. Irgendwie war das alles nicht sein Stil, noch viel wichtiger aber war, dass sein sechster Sinn ihm sagte, das hier etwas nicht stimmte.

Er war innerlich hin- und hergerissen, doch schließlich ließ er die Waffe sinken. Zerknirscht senkte er den Blick und wandte sich von seinem Ziel ab – wobei er plötzlich in den Lauf einer Maschinenpistole vom Typ MP5K startete! »Keine Bewegung«, zischt der junge Mann am anderen Ende der Waffe. Er musste etwa fünfundzwanzig Jahre alt sein, hatte halblanges, schwarzes Haar und war eigentlich recht gepflegt und attraktiv, soweit Clayton das beurteilen konnte. Seine Worte und sein Benehmen gefielen ihm hingegen gar nicht.

»Matt! Ich hab diesen Hurensohn erwischt!«, rief der Junge mit sich fast überschlagender Stimme – er war ganz offensichtlich beträchtlich aufgeregt. Clayton überlegte, ob er ihm nicht einfach eine Backpfeife verpassen sollte, dann würde er bestimmt anfangen, zu heulen. Aber sein Gegenüber war anscheinend doch einigermaßen gut trainiert und konnte Claytons Körpersprache lesen. »Gib mir die Knarre, bevor ich dir den Kopf wegblase!«, zischte der Kerl, wobei er Clayton noch einmal drohend die Waffe ins Gesicht hielt. Daraufhin gab Clayton auf und überreichte dem Jungspund seine Walther.

»Das ist Virgil, Mister Young«, donnerte Saberneck's triumphierende Stimme über das Plateau, als er langsam durch den tiefen Schnee angestapft kam. »Einer meiner ehemaligen Schüler«, setzte er die Kennenlernrunde fort.

»Und das hier ... ist Duke!«, sagte er mit einem Blick auf den Boden. Clayton überlegte kurz, ob Saberneck halluzinierte oder schon irgendwelchen Pflanzensetzlingen Namen gab, aber dann geriet die Schneedecke in Bewegung und ein dunkelhäutiger Mann tauchte aus dem eisigen Boden auf. Er musste sich dort eingegraben haben, und das, wie Clayton feststellte, im Schwarz eines Gunfighters – jedoch in einem kurzärmeligen Hemd unter seiner taktischen Weste, und eine Glatze hatte der Kerl auch noch, keine Spur von einer Kopfbedeckung. »Ist das nicht ein bisschen kalt?«, fragte Clayton spöttisch. »Nicht so kalt, wie du gleich sein wirst!«, kam prompt die Antwort. Schlagfertig war der Kerl also auch noch. Vermutlich einer der Mutanten, die eine neue der Stufe der Menschheit in der Anpassung an das ewige Eis darstellten und nicht froren. Oder er war einfach nur

ein verdammt harter Hund. Nun stand es also drei gegen einen und Clayton musste sich etwas einfallen lassen. Eigentlich war die Rechnung aber einfach: Wir hatten einen meisterlichen Gunfighter der alten Schule und zwei seiner Schüler, von denen der eine vielleicht als Schwarzgurt bezeichnet werden konnte – der jüngere hatte aber offensichtlich eher andere Talente als den Umgang mit Waffen. Und er stand ihm also auch noch am nächsten. Also war Clayton klar, was er tun musste, auch wenn es ihn das Leben kosten konnte. Aber das war so oder so in höchster Gefahr.

Also wagte er es und machte einen unerwarteten Sprung auf diesen Virgil zu und packte die Maschinenpistole, wobei er zu einer vom Aikido inspirierten Drehung um seinen Gegner ansetzte. Sofort löste sich eine Salve, doch Clayton nutzte seinen Schwung, um den Arm des Jungen als Hebel zu benutzen und sich hinter ihm einzudrehen – nun hatte er einen Arm um seinen Hals gelegt und mit dem anderen die Waffe gepackt. Im Bruchteil einer Sekunde war die Sache gelaufen und erwartungsgemäß wagten es Saberneck und Duke nicht, einen Schuss abzugeben – denn Clayton nutzte Virgil nun als menschlichen Schutzschild!

Sabernecks trotziger Blick verriet, dass er die Aussichtslosigkeit der Situation akzeptierte. »Wenn sie jemanden erschießen müssen, Mister Young, nehmen sie mich!«, erklärte er heroisch. Clayton legte in seine Richtung an, wobei Virgil in seinen Armen vor Angst und Verzweiflung heftig zitterte. Nun zog Clayton den Abzug durch, und ein Schuss hallte dutzendfach durch das Tal, so dass sich schwarze Nebelkrähen meckernd in den Himmel erhoben.

In Sabernecks schreckgeweitete Augen mischte sich große Verwunderung – er hatte den Schuss gehört, doch spürte er keine Schmerzen! Das kannte er von seinen früheren Schussverletzungen ganz anders – oder war er vielleicht einfach schon tot, oder die Nervenverbindungen zum Gehirn zerfetzt? Als er hinter sich ein Rascheln hörte, wurde ihm klar, dass die Antwort viel einfacher war: Clayton hatte gar nicht auf ihn geschossen!

Das Rumpeln sich verschiebender Schneemassen hinter ihm steigerte sich in ein lautes Krachen, als ein lebloser Körper aus einer hohen Tanne rutschte und einige Meter hinter Saberneck auf den Boden schlug. Verdutzt näherte sich Saberneck der Leiche, die komplett in Weiß gekleidet war.

»Ein Späher vom Gouverneur!«, informierte Saberneck seine Jungs und schaute fordernd in Richtung Clayton, der gerade den verdutzten Virgil aus seiner misslichen Lage entließ und ihm die Maschinenpistole reichte.

»Ich hatte ihn für 'nen Moment aus den Augen verloren«, erklärte Clayton sein Zögern. Virgil atmete auf und zog die Walther PPK aus der Tasche seines olivgrünen Parkas, um sie Clayton zurückzugeben, während Duke anerkennend nickte.

»Nicht so voreilig, Jungs!«, unterbrach Sabernecks donnernde Stimme die plötzlich gelöste Stimmung. »Wieso weiß ich nichts von dieser Waffe?«, fragte er drohend, als er zu den drei anderen zurückgekehrt war. Sofort erntete Clayton böse Blicke von Duke und Virgil, der seine Hand mit der Walther darin wieder zurückzog.

»Na, wie ich schon sagte«, setzte Clayton an und in seiner Sprechpause wagte es niemand, auch nur zu atmen – die Anspannung war mit voller Kraft zurückgekehrt. »... ich muss jeden umbringen, der mir meine Waffen wegnimmt!«, schloss Clayton mit einer überraschenden Antwort. Saberneck war damit aber mehr als zufrieden, lag sie doch ganz auf der Linie, die er als den halsabschneiderischen Ehrenkodex der Gunfighter betrachtete.

»Stimmt, das hat er gesagt«, kommentierte er und brach dann in ein herzliches Lachen aus, in das die anderen nur allzu gerne einstiegen – erleichtert, dass sich diese potenziell tödliche Situation zum Guten gewendet hatte.



Kapitel 5

The Heartbreak Kids

—

Herzzerreißende

Waisen

Nachdem die Männer den Abstieg hinter sich gebracht hatten, stellte Clayton fest, dass sie im Tal schon erwartet wurden. Naina hatte natürlich Bescheid gewusst, und offensichtlich hatte Saberneck ihr für den Fall, dass etwas schief ging, auch noch eine kleine Leibgarde da gelassen. Einen jungen, blonden Typen in einem dunkelgrünen Overall, an dem einige Ausrüstung und Waffen befestigt waren, sowie eine grazil wirkende Amazone, die eine höchst gefährlich aussehende Machete an ihrem Gürtel trug.

Saberneck ging voraus, um die Anwesenden zu begrüßen und klarzumachen, dass die Lage entschärft war und von dem vermeintlich bedrohlichen Gunfighter keine Gefahr mehr ausging.

»Clayton, darf ich dir den Rest meiner kleinen Familie vorstellen«, setzte Saberneck erfreut an. Er legte eine Hand auf die Schulter des Blondens. »Das hier ist Johnny«, erklärte er, während der Junge die funkelnden Augen kaum von Clayton abwenden konnte. »Und DU bist Clayton Young?«, fragte er enthusiastisch mit dem wahrnehmbaren Akzent der ehemaligen Ureinwohner dieser Region. »Da kannst du Gift drauf nehmen«, bestätigte Duke anerkennend, während Clayton etwas verlegen mit den Schultern zuckte.

Saberneck bewahrte ihn davor, Autogramme geben zu müssen, indem er sich der Machetenlady zuwandte: »Diese junge Dame hier heißt Barbara ... sie ist die Beste im Messerkampf«, erklärte er. »Nett, dich kennenzulernen«, sagte Clayton, wobei er sich respektvoll an die Hutkrempe tippte. Virgil näherte sich indessen Barbara von hinten und umarmte sie zärtlich, wobei er ihr über den Bauch strich – der, wie Clayton erst jetzt bemerkte, stark ausgebeult war. »Und dass hier ist Virgil Junior«, erklärte Virgil die Situation, was bei Naina für einige Verwunderung sorgte.

»Wie ein Mann weiß, was eine Frau in ihrem Bauch hat, werde ich nie verstehen«, spottete sie. »Ist doch ganz einfach«, prustete Johnny los, »er hat's ihr da rein getan!«, freute er sich über seine anzügliche Bemerkung – eine Art von Humor, die bei alten Kavalieren wie Saberneck nicht gerne gehört wurde.

»Solche Sprüche behältst du bitte für dich, junger Mann!«, forderte er. Barbara, die Johnny verachtend anschaute, stieg mit ein: »Genau. Davon verstehst du doch noch gar nichts!« Als Johnny auf ihre Provokation antworten wollte, die wohl eine tiefsitzende Wunde getroffen hatte, ging Saberneck dazwischen. »Halt ihr beiden, damit fangen wir erst gar nicht an!«, schlichtete er die Lage und ging voran in Richtung des Farmhauses, so dass die Karawane sich wieder in Bewegung setzte. Im Gehen schnitt Duke noch ein paar Grimassen für Johnny, was dieser mit der Demut eines kleinen Bruders ertrug und sein Ärger zu verpuffen schien – offensichtlich hatte Duke in dieser Gruppe die Rolle eines Mediators und Friedensstifters. Als die Gruppe sich dem Haus näherte, begannen alle Gedanken, sich um das Abendessen zu drehen, und die Aufregung des Tages war für den Moment vergessen.

\* \* \*

Wenige Stunden später war eine Party in vollem Gange. Die Youngster hatten draußen einen langen Tisch und ein paar Bänke aufgebaut, ein großes Lagerfeuer und dazu einige Fackeln. Unter dem Johlen der Anwesenden schnappte sich Duke schließlich eine Gitarre und haute ein paar schmissige Melodien in die Saiten. Seine Darbietung lockte auch Clayton wieder nach draußen, der sich gerade etwas von dem improvisierten Buffet zu Essen geholt hatte. Mit seiner Schüssel in der Hand kam er neben Saberneck zum Stehen, der auf seinem angestammten Platz auf der Veranda saß und lachend das Geschehen verfolgte. »Setz' dich«, lud er Clayton ein, als er ihn bemerkte und der Jüngere folgte dem Angebot gerne. Nachdem er ein paar Bissen verschiedener Leckereien in sich hineingestopft hatte, wollte er mehr über die Zusammenstellung dieser bunten Truppe wissen. »Die Kids haben also von dir gelernt?«, fragte er.

»Aber nicht den Teil mit dem Gesinge!«, lachte Saberneck, wobei er die Augen über ein paar schiefe Noten verdrehte. Duke hatte nun sein Repertoire durchgespielt und bot Barbara die Gitarre an. Nach einiger Aufmunterung ergriff sie diese zögerlich

und begann ihren eigenen Song. Im Gegensatz zu Dukes heiteren Weisen über das Leben als Bergmann schlug sie jedoch einen sehr melancholischen Tonfall an und sang eine Ballade voller Sehnsucht und Schmerz. Über diesen plötzlichen Stimmungswechsel, der die jungen Leute hypnotisch mit sich zu ziehen schien, war Clayton recht überrascht.

Saberneck setzte zu einer Erklärung an: »Der Gouverneur wollte, dass ich meine eigene Einheit aufbaue«, sagte er. »Er ließ ihre Eltern töten, und hat die Waisen zu mir gebracht. Als ich abgehauen bin, konnte ich sie nicht zurücklassen...«

Clayton nickte verständig. Wirklich ein hartes Schicksal. Erstaunlich, dass man über das Treiben des Gouverneurs immer tiefere Abgründe auf tun konnte, selbst wenn man dachte, schlimmer könnte es nicht mehr werden. Und er selbst hatte sich bereitwillig zum Werkzeug dieses Widerlings machen lassen... Als er seine Schüssel leergegessen hatte, stand Clayton auf und lehnte sich an einen der Holzbalken der Veranda, um Barbaras letzten Akkorden zu lauschen. Es war spürbar, dass Sabernecks Rekruten von einer nicht komplett negativen Stimmung umfassen waren – sicherlich waren sie durch die Hölle gegangen. Auch wenn Barbaras Vortrag die Partylaune deutlich herabgesetzt hatte, lag in ihrer Stimmung doch eine gewisse Dankbarkeit, diese Vergangenheit hinter sich gebracht zu haben, sowie eine Hoffnung für die Zukunft. Der einzige, dem es nicht so zu gehen schien, war Johnny – wutentbrannt knallte er seine Tasse auf den Tisch und entfernte sich lautstark vom Tisch, offensichtlich schwer frustriert oder sogar ernsthaft angegriffen. Nun ja, in jedem Publikum gab es Nörgler, denen man es einfach nicht recht machen konnte. So verstreute sich die Runde langsam, und auch Clayton machte sich auf zur Scheune, um nach seiner Maschine zu sehen.

Nur Naina blieb mit Barbara sitzen. Die Arme schien schwer mitgenommen und Naina wollte ihr etwas Verständnis entgegenbringen, wenn sie sie schon nicht aufheitern konnte. »Ich weiß wie es ist, ihm ausgeliefert zu sein«, sagte sie im Hinblick auf den Gouverneur und berührte zärtlich Barbaras Arm, doch sie zog ihn weg. »Du hast doch nur in einem goldenen Käfig

geessen! Hast überhaupt keine Ahnung, was wir durchgemacht haben ... unten, in den Stallungen!«

Naina wusste natürlich, worauf sie anspielte ... die Stallungen nannte man in der Festung das Verließ, das als Unterkunft für die jungen Rekruten diente – und gleichzeitig als eine Art Folterkeller. Die Strategie des Gouverneurs war, wie bei den meisten Armeen, die Neuankömmlinge erst zu brechen, um sie dann in einem Sinne neu aufzubauen, der der eigenen Sache diene. Naina blickte Barbara mitleidsvoll an, aber aus deren Augen strahlte blanker Hass. Und als sie den Kopf wegdrehte, so dass von der Seite der Schein des Lagerfeuers auf ihre Netzhaut fiel, bemerkte Naina wieder einmal, dass diese bei Barbara reflektierten wie bei einer Katze. Von den vielen unnützen und wenigen nützlichen Mutationen, die die Menschheit seit Beginn des ewigen Eises durchgemacht hatten, gehörte diese Art der Restlichtverstärkung sicher zu den vorteilhaftesten Entwicklungen.

Dabei kreuzte ein Gedanke Nainas Bewusstsein. »Meinst du, er hat dich wegen deiner Augen geholt?« Barbara grunzte nur und drehte sich endgültig weg. Es war aussichtslos, Naina konnte sie für den Moment nur ihrem geistigen Gefängnis überlassen. Sie hoffte aber, dass Barbaras wieder etwas mehr Licht in ihr Leben lassen würde, wenn erstmal das Baby da war.

Als Naina nach drinnen gehen wollte, um nach dem Buffet zu schauen, stellte sich Johnny ihr in den Weg. »Hey, wollen wir nicht eine Runde tanzen?«, fragte er aufdringlich. »Jetzt nicht, Johnny!«, sagte sie knapp und versuchte, ihn zur Seite zu schieben. Wütend packte Johnny sie am Arm und schleuderte die Flasche auf den Boden aus der er eben noch getrunken hatte. »Jetzt komm' mal von deinem hohen Ross runter und tanz' mit mir!«, herrschte er sie an. »Willst du das mit Matt diskutieren?«, drohte Naina und augenblicklich verließ Johnny der Mut, seine Körperspannung fiel in sich zusammen und Naina schob sich wütend an ihm vorbei.

Clayton kniete derweil im vorderen, offenen Teil der Scheune und säuberte den Luftfilter seines Motorrades, als Saberneck an ihn herantrat. »Stimmt was nicht?«, wollte der Alte wissen.

»Nö. Ich mach' mich nur fertig«, antwortete Clayton. »Ich fahre morgen früh ab.«

»Wieso hast du dich umentschlossen?«, wollte Saberneck wissen und ließ damit durchblicken, dass er Clayton schon früh durchschaut hatte – doch beide hatten ihr Pokerface bewahrt, wie es nun einmal die Art der Gunfighter war. Clayton nickte ihm anerkennend zu. »Ich hab' dich kennen gelernt«, erklärte er. Saberneck stieß ein beinahe mitleidiges Lachen aus, doch dann grinste er Clayton mit einer Art väterlichen Schalkes an. Die Lage war für beide nicht einfach. »Tja. Was machen wir denn jetzt?«, wollte er Claytons Sichtweise der Dinge in Erfahrung bringen.

»Ich hau ab, und du bleibst wachsam«, stellte Clayton pragmatisch fest. Er war wirklich abgebrüht, dass musste Saberneck ihm lassen. »Und was wird dann aus dir?«, fragte er besorgt, denn mit dem Gouverneur war nicht zu spaßen, das wusste er schließlich aus erster Hand.

»Wen sollen sie denn hinter mir herschicken? Dich?«, lachte Clayton auf und auch Saberneck musste schmunzeln. Er hatte nicht unrecht, es gab vermutlich nicht viele Menschen im Reich des Gouverneurs, die es mit einem echten Gunfighter aufnehmen konnten. Doch schnell kehrte Saberneck wieder zu einem mahnenden Tonfall zurück: »Nein, wahrscheinlich schickt er irgend einen durchschnittlichen Typen ... dessen Ehre ihn nicht davon abhält, dich von hinten zu erschießen!«, gab er zu bedenken. Diese Worte verfehlten ihre Wirkung nicht und Clayton dachte eine Weile darüber nach. Saberneck verstand, dass er seine Ruhe brauchte, und überließ ihn seinen Wartungsarbeiten.

Als Matt später wieder aus dem Haus kam, saß Clayton auf der Veranda und schaute amüsiert zu, wie Virgil, Duke und Johnny einige Schießübungen auf drei Fackeln machten. Dabei riefen die jungen Leute gutgelaunt durcheinander und auch ihre Trefferrate war nicht von schlechten Eltern. Saberneck räusperte sich, und als er Claytons Aufmerksamkeit hatte, zückte er dessen Pistolenholster inklusive der wertvollen Waffe, die er ihm bei ihrer ersten Begegnung abgenommen hatte. Er zog die im-

posante 1911 aus dem Futteral und ließ den Lichtschein der Fackeln über ihre Oberfläche tanzen.

»Ich hab' sie mal ein bisschen poliert«, erkläre er und überreichte Clayton das gute Stück, das er anerkennend betrachtete. So schick hatte er sie schon lange nicht gesehen, wenn überhaupt schon einmal. Saberneck hatte sie wirklich gründlich gereinigt, ohne auch nur leichteste Kratzer oder Unebenheiten im Material zu hinterlassen, die das Handling beeinträchtigen könnten »Anscheinend stehst du nicht auf Rost«, kommentierte er die Arbeit. »Jetzt kannst du wenigstens geradeaus schießen«, spottete Saberneck, was Clayton mit einem Grinsen quittierte. Der Alte drehte sich weg, hielt aber auf einmal gespielt inne. »Ach, eins noch!«, rief er aus. Jetzt war Clayton gespannt. Folgte nun vielleicht doch noch eine verbale Abreibung im Sinne einer Moralpredigt? Doch Saberneck warf ihm nur die Walther zu, auch sie befand sich in deutlich besserem Zustand als zuvor, auch wenn man ihr das Alter immer noch ansah. Dankbar, nicht zuletzt für den Vertrauensbeweis, nickte Clayton ihm zu und Saberneck verschwand im Haus.

Als ihr Mann ins Schlafzimmer kam, war Naina gerade hinter einem selbstgezimmerten Rauntrenner dabei, sich auszuziehen – es war ein etwa zwei Quadratmeter großer Holzrahmen, auf den ein dünner Stoff gespannt war. Am Tage undurchsichtig, zeichneten sich nun Nainas Kurven durch den Lichtschein einer Fackel rasiermesserscharf darauf ab. Saberneck blieb stehen und erfreute sich an diesem herrlichen Schauspiel – es war wirklich ein Anblick, an dem man sich nicht so schnell sattsehen konnte. Erst als Naina ihr dickes Nachthemd über ihre perfekt geformten Brüste gezogen hatte, um damit ihren offensichtlich frierenden Körper zu wärmen, konnte Matt sich losreißen und setzte sich auf die Bettkante, wo er begann, sich die schweren Stiefel auszuziehen.

»Das war ne schöne Feier«, kommentierte Naina den Ausklang des Tages. Die kleine Episode mit Johnny kehrte sie unter den Teppich, da sie wusste, dass Matt sonst aus der Haut fahren

würde. Stattdessen war der Alte guter Dinge. »Auf jeden Fall«, stimmte er ihr zu, »ein echt schöner Abschied für Clayton!«

»Abschied?«, fragte Naina überrascht nach und ihr Tonfall verriet Matt, dass er doppelt Grund hatte, sich über die Abreise des Konkurrenten zu freuen. »Ja«, goss er genüsslich noch etwas Salz in die Wunde, »er fährt gleich morgen früh ab!«

Und er hatte recht: Naina fand das wirklich schade. Denn sie war sehr auf ihre Sicherheit bedacht, und zwei Gunfighter an einem Ort waren wirklich eine Macht, an der kaum jemand vorbeikommen würde. Andererseits war Matt möglicherweise einfach zu naiv. Er glaubte an den alten Ehrenkodex der Gunfighter, in dem das Wort eines Mannes alles bedeutete und mit seinem Moralverständnis gleichzusetzen war. Doch es war fraglich, ob Clayton wirklich aus diesem Holz geschnitzt war ... Naina würde die Dinge wohl in die eigene Hand nehmen müssen.

Kapitel 6

**Fatal Attraction**

—

**Fatale Begierde**

Mit zarten, rosafarbenen Strahlen begrüßte ein neuer Morgen die schneebedeckte Welt und Naina lag mit offenen Augen da – sie hatte es nicht gewagt, zu schlafen, und endlich belohnte ein kaum hörbares Geräusch ihre Geduld: Das Scheunentor öffnete sich. Sie schlich sich aus dem Bett und spähte aus dem Fenster, doch der Gast des Hauses war nirgends zu sehen. War da eine Bewegung? Sie starrte aufmerksam durch den leichten Morgennebel. Dann plötzlich trat Clayton aus der Scheune heraus – nur mit Hose, Stiefeln und Hut bekleidet! Sein durchtrainierter Oberkörper glänzte in der Sonne. Waren ihm die Temperaturen wirklich dermaßen egal, oder hatte er ihre Gegenwart bemerkt und versuchte nun, sie mit seinen Muskeln zu becircen, so wie er es neulich schon bei seiner auffällig inszenierten Wäsche an der Pumpe getan hatte? Soweit sie es sehen konnte, verzichtete er darauf, eine Waffe oder sonstige Habseligkeiten mitzunehmen ... bis auf ein Handtuch. Das konnte zwar ein Trick sein, doch sie würde auf das Spielchen einsteigen. Sie schnappte sich ihre größte Heiligkeit, das rituelle Messer ihres Großvaters, warf sich einen hellen Poncho über, der sie im Schnee hervorragend tarnte, und stürzte nach draußen.

Natürlich wusste sie, was Claytons Ziel war – mit dem Handtuch hatte er deutlich zu verstehen gegeben, dass er vor seiner Abreise noch in den Genuss eines natürlichen, heißen Bades kommen wollte. Als Naina durch die Reihen der schlanken Birken trat, sah sie ihn bereits im Wasser ... genau wie bei ihrem ersten Zusammentreffen, nur in vertauschten Rollen. Und das wusste auch Clayton. »Sieht so aus, als wären wir schon mal hier gewesen«, zog er sie auf. Naina reagierte nicht, sie wirkte wie in Trance. »Wirf' mir mal meine Hose rüber«, rief Clayton ihr zu, um anzudeuten, dass er jetzt herauskommen würde. Naina holte demonstrativ ihr Messer hervor und zog es ein paar Zentimeter aus der Scheide, so dass das dutzendfach gefaltete Metall in der Sonne glänzte. Clayton lachte schelmisch auf. Wenn sie ihm ihre Waffe zeigte, war es wohl an der Zeit, ihr seine zu zeigen. Dann brauchte er die Hose sowieso nicht.

Langsam stieg er aus dem Wasser, wobei er dem Blick ihrer blauen Augen, die im Lichte der Morgensonne geradezu strahl-

ten, die ganze Zeit standhielt. Bis zu dem Moment, wo er nur wenige Meter entfernt in seiner vollen Nacktheit vor ihr stand – denn nun sank ihr Blick weiter nach unten, wo er für einige Sekunden verharrte, bis sie den Kopf drehte und geistesabwesend an ihm vorbei schaute, ohne sich die geringste Reaktion anmerken zu lassen.

Clayton schnaubte, etwas enttäuscht von ihrem apathischen Verhalten. »Dann eben nicht«, dachte er sich und ging zu dem Busch, an dem er seine Hose aufgehängt hatte, damit sie nicht komplett im Schnee lag. Als er gerade dabei war, sie an sich zu nehmen, spürte er etwas Weiches an seinen Oberarmen. Er hielt inne und sah aus dem Augenwinkel, dass Naina ihn mit ihrer Robe abtrocknete. Es waren zärtliche Berührungen, doch noch interessanter fand Clayton die Frage, ob sie überhaupt etwas darunter trug, wenn sie ihre Kleidung abgenommen hatte, um sie als Handtuch zu benutzen. Nach einem kurzen Moment löste er sich auf seiner vorsichtigen Starre und wagte einen Blick – tatsächlich, Naina war splitternackt. Er wollte allerdings nicht die gleiche Respektlosigkeit wie sie begehen und ihre nackten Formen einer ausgiebigen Beschau unterwerfen. Stattdessen legte er ihre Arme um sie, zog sie an sich und schloss die Augen, um sie leidenschaftlich zu küssen.

Sie war anschniegamsam, warm und außerdem leicht wie eine Feder. Clayton spürte ihre Zunge in seinem Mund und das Feuer, welches nun entfacht war, brodelte mit jedem Moment heißer und heißer. Er konnte nicht sagen, wie lange sie einfach nur so dastanden und sich gegenseitig mit allen Sinnen erspürten, denn eine Bewegung ergab ganz natürlich die nächste. Als seine Hand tiefer wanderte, um die nächste Phase dieses explosiven Liebesspiels einzuleiten, schien die Temperatur in ihrem Mund auf einmal rapide zu fallen – oder war das nur seine Wahrnehmung, weil in ihm die Hitze der Erregung so rasant nach oben stieg? Die nächsten Sekunden und Minuten verschwommen in einem einzigen Rausch. Ohne Rücksicht auf die Minusgrade ihrer Umgebung oder den unbequeme Untergrund aus verdorrten Pflanzen und harten Steinen zu nehmen, fielen sie wie sinnungslos übereinander her. In ihrer Wahrnehmung gab es

kein Eis und keine steinige Erde, nur rosafarbene Wolken und Regenbogen.

\* \* \*

Nach einer gefühlten Ewigkeit kehrte Naina in das Farmhaus zurück – sie hatte jedes Zeitgefühl verloren und war erschrocken, als sie feststellte, dass Matt schon aufgestanden war. Wie so oft nutzte er die Morgenstunden, um sich mit seinen Bastelprojekten zu beschäftigen. Diesmal war es das alte Grammophon, das er schon seit Wochen zum Laufen bringen wollte. Eigentlich war es ein recht einfach konstruierter Apparat, doch der Zahn der Zeit hatte dem mechanischen Laufwerk so zugesetzt, dass es nicht mehr gangbar zu machen schien, und Matt hatte keine Idee, wie man es ersetzen konnte.

»Ich krieg dieses alte Ding einfach nicht mehr in Schwung«, sagte er, als er Nainas Ankunft bemerkte. Sie stellte dabei eine ironische Doppeldeutigkeit auf das Geschehene fest, denn sie hatte sich schon gefragt, wie sie nur so schwach hatte sein können, sich ihren Trieben hinzugeben. Peinlich berührt versuchte sie, so schnell es ging, an ihm vorbei zu gehen und brachte es nicht einmal fertig, ihn anzuschauen.

»Doch, bestimmt kriegst du das hin«, sagte sie verlegen und eilte in Richtung Küche. »Ich mach' uns mal Frühstück«, zwitscherte sie, doch anscheinend hatte auch Matt an diesem Morgen andere Ideen. Zärtlich näherte er sich Naina, die gerade in einem Geschirrkorb nach der Kaffeekanne kramte und legte ihre Arme um sie. »Lass uns wieder ins Bett gehen«, säuselte er und legte seinen Kopf in ihren Nacken. Doch da stieg dem alten Trapper ein wohlbekannter und gleichzeitig höchst fremder Geruch in die Nase – es war der Geruch von Sex ... und von Clayton.

»Du warst mit ihm zusammen, oder?«, knurrte er, wobei sein Verstand die Informationen, die seine Sinne ihm da lieferten, noch gar nicht richtig einordnen konnte. Doch dann fiel der Groschen und ein tiefer Stich des Verrats raubte ihm regelrecht den Atem. Er packte Naina und ließ sie herumwirbeln, in seinen

Augen kochte der blanke Hass. Sie war verzweifelt und verfiel zunächst in eine Art Schockstarre, doch bevor Matt überhaupt einen Entschluss fassen konnte, was er mit ihr machen sollte, ließ ihn der Klang eines anspringenden Motors zusammensucken. Clayton war also noch da, doch das Schwein würde er nicht entkommen lassen. Schnell hechtete Matt zu der Kommode, auf der sein Gewehr lag. Als Naina begriff, was er vorhatte, riss sie sich aus ihrer Blockade und rannte auf Matt zu.

»Es war nicht seine Schuld!«, rief sie, doch Matt beachtete sie gar nicht. Er hatte das Fenster aufgerissen und starrte nach draußen, wo der Motorlärm stärker wurde. Und tatsächlich kam Clayton nun in sein Blickfeld, als er die Anhöhe in Richtung der Serpentine hinauffuhr, die aus dem Tal herausführte. Matt legte an und hatte ihn genau im Visier – es war ein sicherer Treffer. Doch als sich sein Finger um den Abzug krümmte, zerrte Naina an seinem Arm. Matt verriß die Waffe und der Schuss, der krachend durch das Tal hallte, ging ins Leere.

»Es war nicht seine Schuld!« rief Naina erneut, doch Matt schubste sie brutal weg. Als er sich wieder dem Fenster zuwandte, sah er, dass Clayton nun hinter einer Kuppe verschwunden war und er ihn nicht mehr treffen konnte.

»Er kommt mir davon!«, sagte er fast mehr zu sich selbst, bevor seine außer Kontrolle geratenen Gedanken wieder auf den Kern der Lage zurückkehrten. »ER KOMMT MIR DAVON!!!«, schrie er Naina aus vollem Hals an und schmiss das Gewehr krachend auf einen Stuhl. Wenn der Schuldige nicht mehr zur Rechenschaft zu ziehen war, dann musste nun eben die Schuldige bestraft werden. Matt holte zu einem mächtigen Schwinger aus und Naina versuchte, ihr Gesicht zu schützen – doch gegen Matts überbordenden Zorn, der den alten Krieger zu einer außer Kontrolle geratenen Naturgewalt werden ließ, konnte sie nichts ausrichten. Bevor Naina hart auf den Boden schlug, fragte sie sich, wie viele von diesen Schlägen sie wohl überleben würde.



Kapitel 7

The Trouble With  
Women

—

Immer Ärger mit den  
Frauen!

Clayton brauste über eisige Bergpässe ohne zu wissen, was in der Zwischenzeit auf dem Anwesen der Sabernecks passierte. Er hatte gerade ganz andere Probleme, denn es würde nicht lange dauern, bis der Gouverneur erfuhr, was vor sich ging – oder besser gesagt, was NICHT vor sich ging. Schon seit einem guten Kilometer klingelte sein sechster Sinn und sagte ihm, dass er beobachtet wurde. Und tatsächlich, als er aus einem Tunnel herauskam und wieder einige Meter auf freier Strecke fuhr, schaute er über die Schulter den Berg hoch und sah dort einen Lichtschein aufblitzen – zweifelsohne die Reflexion eines Fernglases.

Möglichst unauffällig fuhr Clayton noch ein Stück weiter, bis er von einem schroffen Steilhang abgeschirmt wurde. Er hatte sich die Position des Spähers gut eingepägt, wusste aber, dass er durch eine schmale Schlucht von ihm getrennt war. Doch im Prinzip war das egal – wenn er ihn ins Visier bekam, war der Kerl so gut wie tot. Also suchte sich Clayton einen gangbaren Weg den Felsen hinauf und arbeitete sich so schnell es ging nach oben. Doch auch sein Rivale hatte gemerkt, dass er aufgefliegen war. Hektisch kramte der Spion des Gouverneurs in seinen Sachen und förderte einen kleinen Käfig mit einer Brieftaube zutage. »Young verlässt Ranch, Saberneck lebt«, schrieb er hektisch auf einen kleinen Papierstreifen, den er daraufhin zusammenfaltete und in einem kleinen Metallröhrchen verschwinden ließ. Vorsichtig öffnete er den Vogelkäfig und packte die Taube mit einem eingeübten Griff, der stark genug war, um den Vogel festzuhalten, aber einfühlsam genug, um ihn nicht zu verletzen. Schnell hakte der Mann das Röhrchen am Halsband der Taube ein, und als er sich vergewissert hatte, dass es sicher angebracht war, sprang er auf und warf das Tier elegant in die Luft.

Für einen Sekundenbruchteil taumelte der Vogel, doch dann stabilisierte er sich und schwang sich in den Himmel auf. Erleichtert schaute der Späher den graziilen Flügelschlägen hinterher, doch dann zerspritzte die Taube in einem roten Nebel aus Federn und Eingeweiden. Mit schreckgeweitetem Blick schaute der Mann in die Richtung, aus der der Schall über die Bergspit-

zen gedonnert kam. Auf dem nächstgelegenen Bergkamm zeichnete sich die schwarze Silhouette eines Gunfighters ab. Er würde durch die Hand von Clayton Young sterben, dachte der Mann, und noch bevor er diesen Fakt in irgendeiner Form bewerten konnte, traf ihn eine Kugel in die Stirn. Sein Körper erschlaffte sofort und er stürzte in die Schlucht, wo er nach wenigen Sekunden des freien Falls hart aufschlug.

Clayton ließ seine Pistole um den Zeigerfinger wirbeln und sie dann zurück in ihr Holster fallen. Nicht, dass er über diesen Treffer überrascht war, aber was die Distanz anging, war das definitiv ein neuer Rekord mit einer Kurzwaffe. Er wurde immer noch besser, dachte er und klopfte sich innerlich selbst auf die Schulter, bevor er sich an den Abstieg machte.

\* \* \*

Als Clayton wieder bei seinem Motorrad ankam prüfte er zunächst kurz die Umgebung. Komischerweise war das Gefühl einer menschlichen Präsenz immer noch nicht zu hundert Prozent abgeklungen. Langsam näherte sich seiner Maschine und ging in die Hocke, um die Bombe, die unter dem Motorblock versteckt war, auszuschalten. Denn Gelegenheit macht Diebe, das wusste er nur allzu genau. Was ihm aber fast noch wichtiger war: sollte er doch einmal in einem Duell unterliegen, oder – was er für wahrscheinlicher hielt – einem Hinterhalt zum Opfer fallen, würde er so seinem Henker noch ein kleines Geschenk hinterlassen.

Mit einer schnellen Fingerbewegung schaltete er den Mechanismus aus und die rote Kontrollleuchte erlosch. Doch Claytons Geist blieb im Alarmzustand. Und er hatte sich nicht geirrt – da war etwas, und es kam auf ihn zu. Er tat noch einen kurzen Moment so, als würde er sich mit seinem Motorrad beschäftigen, um den Angreifer näher herankommen zu lassen – und zog dann innerhalb eines Sekundenbruchteils seine Waffe, mit der er am ausgestreckten Arm zielte. In seinem Visier befand sich ein Pferd!

Claytons Blick schnellte nach oben und sah Naina auf dem Ross sitzen. Ihr Gesicht war tränenüberflutet und überall war Blut verschmiert, das zum Teil schon verkrustete. Mit langen Schritten ging Clayton auf die hochgewachsenen Stute zu, auf deren Sattel sich Naina kaum noch halten konnte. Er packte sie, und sie glitt in seinen Armen zu Boden.

»Ich habe meinen Mann getötet!«, stieß sie unter Tränen hervor. Clayton verkrampfte sich am ganzen Körper, als er diese Nachricht hörte. »Er hat es rausgefunden und mich verprügelt. Er wollte sich an dir rächen ...«

Dann hatte sich Clayton also doch nicht verhört, als er vor einer guten Stunde losgefahren war – das Krachen, dass er über den Lärm seines Motors kaum hatte wahrnehmen können, war doch kein Steinschlag in den Bergen gewesen, sondern ein Schuss. Naina brach in eine weitere, noch stärker Welle des Schluchzens aus »Ich wollte ihn nicht umbringen!«, stieß sie kaum verständlich hervor. Clayton hielt sie an den Schultern und schob sie von sich weg – das musste er erst einmal verarbeiten und wandte sich von ihr ab.

»Das Leben eines Mannes für die Schwäche eines anderen? Das ist kein fairer Tausch«, lamentierte er, während Naina langsam stiller wurde – wenn auch eher, weil ihr die Kraft ausging, als dass sie sich wirklich beruhigte. Während Clayton zum wiederholten Male seinen Sextrieb verfluchte und versuchte, die Schande, die er über den Ehrenkodex der Gunfighter gebracht hatte, zu ermassen, war Naina ganz bei sich selbst.

»Was mach' ich denn jetzt?«, schluchzte sie. »Du kannst auf keinen Fall hier bleiben«, stellte Clayton fest. »Nimmst du mich mit nach Liberty?«, fragte Naina, langsam die Kontrolle über sich zurückgewinnend.

Was wollte sie denn in diesem Moloch, fragte sich Clayton, und wie wollte sie dort über die Runden kommen? »Ich kann von da einen Bus nehmen«, fügte sie hinzu. »Hast du denn überhaupt Geld?«, fragte Clayton.

»Ich habe sein Gewehr...«, sagte Naina, während sie Saber-necks G3 aus der Satteltasche zog. »Er hat mir mal gesagt, es wäre hundert Silberstücke wert«, schluchzte sie weiter.

»Okay, ich nehme es!«, sagte Clayton sofort. Es kam überhaupt nicht in Frage, dass dieses edle Stück in die falschen Hände kam – und schon gar nicht zu einem Preis, der geradezu an ein Geschenk grenzte. Doch als er seine Hand auf die Waffe legte, zog Naina diese zurück an ihre Brust. »Und mich nimmst du auch mit!«, forderte sie ihn mit frischen Tränen in den Augen auf. »Hab' ich mir doch gleich gedacht, dass du Ärger bedeutest!«, sagte Clayton herzlos, packte sich sein neues Gewehr und stampfte in einer Mischung aus Wut und Schuldgefühlen zu seiner Maschine.

\* \* \*

»Ich hab' doch gleich gesagt: Clayton Young kann man nicht vertrauen!«, brüllte Sheriff Palace und haute dabei demonstrativ mit der Faust auf den Tisch. »Ich hab' ihn das ganze Jahr durch alle Bezirke verfolgt, und Sie lassen ihn einfach wieder laufen?«, herrschte er den Gouverneur an, der wenig begeistert wirkte. Bauern wie diesen Jack wollte er in seinem Regierungssitz eigentlich nicht um sich haben, aber der kleine Giftzwerg hatte sich nicht davon abhalten lassen, seine Entourage nach Liberty zu begleiten – und das auch noch mit seinem unfähigen Hilfssheriff im Schlepptau, der mit seiner Dummheit die Situation mit Young beinahe hatte eskalieren lassen – wenn er, der Gouverneur höchstselbst, die Sache nicht wie immer vollkommen richtig eingeschätzt und vorhergesehen hätte.

»Wollen sie damit sagen, dass sie meiner Einschätzung nicht vertrauen, Sheriff?«, forderte der Despot seinen Untergebenen mit einer Mischung aus Kampfeslust und Langeweile in der Stimme heraus. »Na ja, immerhin hat er schon zwei meiner Scouts umgebracht!«, fasste der Sheriff Claytons Abschussquote zusammen, seit er wieder in Freiheit war. Was für ein lächerliches Argument. »Haben sie schon mal daran gedacht, dass er ihre Leute vielleicht einfach nicht mag?«, stellte er den Standpunkt des Gunfighters dar, und führte in säuerlichem Tonfall hinzu: »Um ehrlich zu sein: Ich kann es ihm nicht mal verübeln!«

Marschall Clarke hatte bisher nur schweigend zugehört, wie es seine Art war. Doch nun ging er dazwischen: »Gouverneur! Sir!«, echauffierte er sich im starken Akzent der südlichen Völker. »Sie sollten keine Außenseiter unter Vertrag nehmen«, erklärte er. »Das schwächt die Moral unserer Leute!«

Der Gouverneur war wenig begeistert über diesen Einwand und reagierte wie so oft mit Sarkasmus: »Danke für ihre Einschätzung, Marschall«, sagte er in spöttischem Tonfall. Sheriff Palace hatte jedoch wenig Gespür für sprachliche Feinheiten und sah sich ermuntert, weiter auf den Putz zu hauen. »Clayton Young ist kein Außenseiter, er ist ein Verbrecher!«, regte er sich auf. »Ich meinte ›danke‹ im Sinne von ›danke, reicht!‹«, erklärte der Gouverneur mitleidig. Dann setzte er zu einer weiterreichenden Erklärung für seine geistig minderbemittelten Schergen an.

»Der Verlust unseres Scouts beweist nur eines: Clayton Young ist auf seinem Weg hierher. Ich habe diesen Mann kennen gelernt; so einer kann 5000 Silberstücken nicht widerstehen und er wird tun, was ich von ihm verlange.«

Sheriff Jack stieß ein verächtliches Grunzen auf, erhob sich von seinem Stuhl und begann, sich die Uniformjacke anzuziehen, was ihm einen strafenden Seitenblick des Gouverneurs einbrachte.

»Dieses Meeting ist noch nicht vorbei!«, mahnte der Regent vorwurfsvoll.

»Wie war das noch mal? ›Danke reicht‹, oder so was in der Art?«, spottete Jack und dachte nicht im Traum daran, sich wieder zu setzen. Doch mit dieser Provokation brachte er für den Gouverneur das Fass zum Überlaufen, was stets unbarmherzigste Folgen hatte.

»Tja, wenn meine Einstellungskriterien dir nicht gefallen ...«, setzte er an und erhob sich langsam. Jack ahnte bereits, was jetzt kommen konnte, und verlangsamte seine Bewegungen.

»... dann können wir ja vielleicht deinen Sohn in unser Spartaner-Programm stecken, Jack!« Nun gefror dem Sheriff förmlich das Blut in den Adern, während Marschall Clarke sich noch fragte, wovon der Gouverneur redete.

»Wussten Sie, dass er vor vierzehn Jahren Vater geworden ist, und ›vergessen‹ hat, mich darüber zu informieren?«, richtete der Gouverneur das Wort an die Anwesenden. »Tja, aber meiner Kenntnis entgeht NICHTS, Jack, das solltest du eigentlich wissen!«, schloss er.

Jack war am Boden zerstört. Das Spartaner-Programm für junge Rekruten, meist Waisen oder entführte Kinder, war genau das, was der Name vermuten ließ – unter härtesten Bedingungen wurden noch formbare Jugendliche oder sogar Kinder gedrillt; an den Rand ihrer Lebensgeister getrieben und oft auch bis darüber hinaus. Diese Truppe hatte noch nie eine besondere strategische Leistung erbracht, was auch kaum ging, da die Überlebenden höchst gewalttätige Irre waren. Also genau das Personal, das der Gouverneur brauchte, um in nicht-linientreuen Provinzen für Angst und Schrecken zu sorgen.

Beim Gedanken an ihre Gräueltaten fiel Jack fast auf die Knie. »Mister Lafort ... bitte ... bitte, nicht ...«, flehte er, während den anderen Anwesenden der Atem stockte. Allein Marschall Clarke verfolgte die Szene nur mehr oder weniger emotionslos, da er genau wusste, dass Gouverneur Lafort seine Meinung in dieser Sache nicht mehr ändern würde. Und genau in diesem Sinne erhob der Despot nun wieder seine Stimme: »Ihre Frau wird den Jungen innerhalb von zwei Wochen bei den Baracken abliefern. Sonst lasse ich sie von der Einheit des Marschalls besuchen.«

Marschall Clarke verdrehte die Augen. Die Tatsache, dass die blutrünstigsten Spartaner seinem direkten Kommando unterstanden, war einst die Folge davon gewesen, dass er selbst dem Gouverneur widersprochen hatte. Er hasste es, diese plündernden Brandschatzer einzusetzen, aber wenn Lafort es befahl, konnte er nicht anders.

Jack war inzwischen zu einem Häufchen Elend reduziert und wusste gar nicht wohin mit sich. Das gefiel dem Gouverneur – wieder einmal hatte er einen Mann in den Grundfesten seiner Existenz erschüttert, ihn unangespitzt in den Boden gerammt und für immer gebrochen. Das war der Treibstoff, der seine Macht befeuerte und ihm dabei ein unglaubliches Gefühl der

Potenz verschaffte. Stolz wandte er wieder das Wort an seine Untergebenen: »Und was diesen Matthew Saberneck angeht«, sagte er, »da wette ich, der ist schon längst tot!«

Wie alle der mächtigsten Kampfkünstler ihrer Zeit hatte auch Gouverneur Lafort einen ausgeprägten sechsten Sinn. Und das, was er sich vor seinem geistigen Auge vorstellte, fand auch in der Realität seine Entsprechung: Matthew Saberneck lag in der Mitte seiner Wohnstube, im Rücken Nainas Messer, das fast bis zum Schaft in seinem Fleisch steckte. Eine schwere Totenruhe lag über dem Raum, während dichte, weiche Schneeflocken draußen jedes Geräusch dämpften. Langsam zog die Sonne ihre Bahn am Himmel, und schließlich fiel einer ihrer goldenen Strahlen durch die staubige Luft auf die Bodendielen und arbeitete sich vor, bis er auf Sabernecks Gesicht fiel ... und in diesem Moment begann sein Auge zu zucken. Wenig später drang ein tiefes Grollen aus seiner Kehle... Und langsam, ganz langsam, versuchte er sich aufzurichten.

Kapitel 8

Love On The Run

—

Liebe auf der Flucht

Clayton und Naina waren inzwischen beinahe bei dem kleinen Örtchen China angekommen. Am letzten Wegweiser hielt Clayton kurz an, da ein Gespräch über den Lärm der Maschine bei voller Fahrt sehr anstrengend war.

»Das ist der letzte Ort vor Liberty«, erklärte er übereinstimmend mit den Angaben auf dem Schild. »Erkennt dich hier jemand?«, wollte er wissen.

»Matthew ist immer mit seinen Jungs hierher gefahren. Mich haben sie nie mitgenommen«, erklärte Naina wahrheitsgemäß. Das reichte Clayton als Antwort, er gab wieder Gas und das Motorrad verschwand in einer Wolke aus weißer Gischt.

Wenig später stand die Maschine vor einer heruntergekommenen Herberge und Clayton sicherte sie in der üblichen Art, während Naina die Taschen abschnallte, die hinter der Sitzbank befestigt waren.

»Ich brauche nur ein paar Stunden Pause, dann können wir weiter«, sagte sie in dem Gedanken, sich damit als abgebrühte und erfahrene Reisende zu geben.

»Es gibt was zu Essen und ein heißes Bad, mehr nicht!«, wies Clayton sie zurecht, als er sich seine Satteltasche schnappte. »Ich will dir nicht zur Last fallen«, entschuldigte Naina sich vorwurfsvoll. »Zu spät!«, ätzte Clayton und wandte sich von ihr ab.

Die Tür zur Herberge öffnete sich mit einem missgestimmten Quietschen, innen war es staubig und dunkel. War dieser Laden überhaupt noch unter Bewirtschaftung?

»Hallo? Irgendjemand hier?«, rief Clayton in die Dunkelheit, als er langsam voranschritt. Könnte das vielleicht eine Falle sein? Die Chance war klein, denn es wusste ja niemand, dass sie kamen – es sei denn, es gab noch mehr Späher, die er übersehen hatte. Doch während er diese Möglichkeit noch abwog, tauchte wie aus dem Nichts eine kleine, schwarzhaarige Frau mittleren Alters vor ihm auf.

»Entschuldigen Sie, mein Mann macht gerade Siesta. Kann ich Ihnen helfen?«, fragte sie beflissentlich.

»Ja«, antwortete Clayton, »ich brauche ein Zimmer für mich und ...«, fragend schaute er Naina an, doch die Herbergsmutter

vollende den Satz für ihn: »Ihre Ehefrau«, sagte sie ganz selbstverständlich, woraufhin sie sich umdrehte und die Beiden etwas ratlos stehen ließ. Ging sie wirklich davon aus, dass sie verheiratet waren, oder war das nur ihre übliche konspirative Schutzbehauptung, weil sie auch anderen Ehebrechern ein Quartier für zweisame Stunden anbot?

»Hier entlang«, flötete die Dame und postierte sich hinter einem improvisierten Tresen. »Das Zimmer kostet drei Silber im voraus. Ein Halb-Silber für das Bad. Abendbrot gibt es um acht. Ein Silber pro Person«, erklärte sie ihre Preisstruktur.

»Nehmen Sie zehn«, bot Clayton zur offensichtlichen Freude der Dame an. »Und vergessen Sie, dass wir je hier waren«, fügte er hinzu. Das gütige Nicken der Herbergsmutter verriet ihm, dass sie solche Bitten in der Tat öfter hören musste.

Nachdem sie das Zimmer bezogen hatten, brach Clayton auf, um ein paar wenige Vorräte zu besorgen, die ihn in Liberty deutlich teurer zu stehen kommen würden. Naina nutzte die Zeit, um sich einen Badezuber mit heißem Wasser bringen zu lassen, schließlich hatte Clayton im Voraus bezahlt. Die improvisierte Blechwanne war klein, aber die warme Flüssigkeit tat Wunder für ihren geschundenen Körper. Bei der Fahrt auf dem Motorrad war sie bis auf die Knochen durchgefroren, denn die Gabe der Kälteunempfindlichkeit war bei ihr genauso wenig vorhanden wie beim ganzen Rest ihrer Familie. Wozu auch – sie glaubte daran, dass es auch im sehr fernen Osten immer noch wärmer war als im gesamten Rest der Welt. Sie war zwar schon als kleines Mädchen aus dem Schoß ihrer Familie gerissen worden, doch glaubte sie fest, sich an grüne Wälder und Gebirgslandschaften zu erinnern – ohne diesen ekelhaften ewigen Schnee.

Auch ihren Schrammen und blauen Flecken, die Matt ihr beigebracht hatte, tat die Wärme gut und sie tupfte sie vorsichtig mit einem weichen Schwamm ab. Ihr Kampf war allerdings das Letzte, woran sie denken wollte. So schob sie diese Gedanken beiseite und konzentrierte sich auf den sinnlichen Genuss des warmen Wassers auf ihrer Haut.

Als Clayton mit einem Mal abrupt die Tür aufriss und mit seinen schweren Stiefeln ins Zimmer marschiert kam, erschrak sie und bedeckte reflexhaft ihre Nacktheit so gut es ging mit Armen und Händen. Clayton blieb verdutzt stehen und musterte sie: »Ich hab' doch schon alles gesehen«, kommentierte er spöttisch ihre schamhafte Reaktion. Lachend ging er an ihr vorbei und begann, vor dem baufälligen Kleiderschrank seine schwere Überkleidung abzulegen, den Blick demonstrativ von ihr abgewandt. Wie deutlich zu hören war, stand sie nun in der Wanne auf, das Wasser plätscherte angeregt in das Becken.

Clayton konnte es sich nicht verkneifen, dieses Schauspiel möglichst unauffällig zu betrachten – doch natürlich kam ihm Naina auf die Schliche. »Warum starrst du mich dann so an?«, fragte sie angriffslustig, nachdem sie ein großes Handtuch um ihren Körper gewickelt hatte.

»Komm' her«, forderte er sie in seiner verführerischsten Stimme auf. »Wozu denn?«, fragte sie und ihre strahlend blauen Augen blitzten im Licht der bereits tiefstehenden Sonne auf. Clayton trat an sie heran.

»Das hier ist die Flitterwochen-Suite!«, versuchte er sich grinsend an einem richtig schlechten Anmachspruch, und diesem jungenhaften Charme konnte Naina sich schwerlich entziehen. Mit großer Geste setzte er das Spiel fort, packte sie und trug sie aufs Bett, wo sie sich erneut dem Liebesspiel hingaben. Diesmal war es aber nicht so sehr von der explosiven Triebhaftigkeit gesteuert wie bei ihrer ersten Zusammenkunft, sondern es war eine lustvolle und sehr leidenschaftliche Zweisamkeit. Wie selbstverständlich und tausendfach eingespielt durchliefen sie atemberaubende Positionen, die immer neue Lüste entfachten. Als Clayton bemerkte, dass selbst er mit seinen unzähligen Erfahrungen als Liebhaber noch nie ein solches Gefühl erlebt hatte, das geradezu magisch wirkte, bekam er es beinahe mit der Angst zu tun. Diese kurze Ablenkung machte sich auch körperlich bemerkbar, und so stellte Naina lachend fest, dass es Zeit für eine Unterbrechung war. Das war alles andere als eine Schande, denn so würden sie schon bald noch einmal von vorne anfangen – die Nacht würde lang werden.

## Kapitel 9

# Caught in the Act

—

# Gefangen in Leidenschaft

Statt nur ein Bad und eine Mahlzeit einzunehmen, wachten Clayton und Naina am nächsten Morgen ineinander verschlungen im Bett auf. Clayton räkelte sich, und als auch Naina die Augen aufschlug, setzte er zu ihrer Erheiterung seinen schwarzen Cowboyhut auf. »So viel zum Thema ›kurze Pause‹«, kommentierte er das Geschehen der Nacht.

Naina war jedoch offensichtlich nicht so sehr zum Scherzen zumute, mit zunehmender Wachheit kehrten auch die Gedanken an die Ereignisse des vergangenen Tages zurück – und damit ein abgrundtief schlechtes Gewissen.

»Ich habe vorher noch nie mit jemand anderem geschlafen als meinem Ehemann«, setzte sie an, wobei ihr Blick in die Ferne abdriftete, bevor Clayton sie unterbrach: »Und was ist mit dem Gouverneur?«

Dieser Einwurf verärgerte Naina, offensichtlich hatte Clayton ein falsches Bild, sowohl von ihrer Vergangenheit als auch von ihrer Moral. Es war Zeit, das zu ändern, also holte sie weit aus, in ihre Kindheit: »Als er von mir hörte, kam er zu uns in den Osten... Er hat mich meinen Eltern entrissen«, begann sie, wobei ihr jedes einzelne Wort schwer über die Lippen kam. Nach einer kurzen Pause beschloss sie, die Geschichte doch kürzer zu fassen: »Danach hat er mich wie in einem goldenen Käfig gehalten.«

Dies brachte wieder Claytons Argwohn auf den Plan. »Er hat von dir ›gehört?‹«, fragte er skeptisch nach. Naina strafte ihn mit einem bösen Seitenblick, realisierte aber, dass jemand, der nicht ihrer eigenen Kultur entstammte, zwangsläufig Probleme mit diesem Teil ihrer Geschichte haben musste.

»Es ist wegen dieser dummen Sachen, die man über meine Augen sagt«, erklärte sie. »Eine blauäugige Inderin ist so eine Art Sammlerstück... Ich bin die Eine unter Milliarden«, sagte sie nicht ohne Stolz, doch sie konnte in Claytons Augen sehen, dass er immer noch nicht verstand.

»Es heißt, dass der Mann, den ich liebe, unsterblich wird«, gab sie den entscheidenden Hinweis und tatsächlich begannen die Mühlen in Claytons Hirn zu mahlen, bis der Groschen bei ihm schließlich fiel. »Jetzt verstehe ich«, sagte er nickend, was

Naina veranlasste, die Konsequenzen zu benennen, denn das war schließlich gerade das Thema. »Der Gouverneur hat mich nie angerührt«, erklärte sie, »damit ich mich noch in ihn verlieben kann.«

»Nein, das meine ich nicht«, berichtigte Clayton sie, immer noch mit einem grüblerischen Tonfall, den er jedoch für seinen nächsten Satz fallen ließ: »Ich meine, ich verstehe jetzt, wie verückt dieser Typ wirklich ist!«

Nach einer Millisekunde der Verblüffung begriff Naina, dass Clayton sich einen kleinen Scherz mit ihr erlaubt hatte – eine schlagfertige Art, mit dieser sogenannten Legende umzugehen, die Naina bereits so viel Pein in ihrem Leben beschert hatte. Gleichzeitig eine charmante Art, ihr zu sagen, dass es ihm eigentlich egal war, mit wem sie welche sexuellen Abenteuer erlebt haben könnte. Trotzdem, sie war die Auserwählte, das war ihr von Kindesbeinen an gesagt worden, und deswegen verdiente Clayton eine Strafe für seine Respektlosigkeit. Lachend klatschte sie ihm ihr Kissen ins Gesicht, was zu einem kleinen Gerangel führte, das schnell erotische Untertöne annahm.

Nach einer weiteren halben Stunde schafften es die beiden endlich, das Bett zu verlassen und sie fanden sich in dem heruntergekommenen Speisesaal im Erdgeschoss ein. Ein angegrauter, leicht vornübergebeugter Herr stellte ihnen einige Schüsseln mit Essen vor die Nase. Bestimmt war das der Ehemann der Herbergsmutter, und Clayton bemerkte etwas Verkraampftes in seiner Körpersprache. Sicherlich hatte er früher einen anderen Beruf gehabt und eine Kugel gefangen.

Das Essen war in Ordnung für dieses gottverlassene Hinterland und den Preis, den sie dafür verlangten. Richtig begeistert war aber der Geruch des Kaffees, den der Mann in großen Bottichen vor ihnen platzierte und beide bedankten sich anerkennend. Ein guter Kaffee war fast mehr wert als Gold und schien nach diesen von Glück erfüllten Stunden einer kurzen Nacht besonders wohltuend.

Doch dieser positive Ausblick wurde schon bald durch zwei kurze Worte zerstört, die die hinter einer Trennwand befindliche

Herbergsmutter zu einem Neuankömmling sagte, den man vom Speisesaal aus nicht sehen konnte: »Guten Morgen, Virgil!«

Naina und Clayton gefror das Blut in den Adern und ihre Bewegungen stoppten abrupt. Angespannt lauschten sie, wie sich das Gespräch weiter entwickelte.

»Morgen«, erklang unverkennbar Virgils Stimme. »Was kann ich heute für dich tun?«, fragte die Herbergsfrau und Virgil antwortete, dass er zehn Chemo-Fackeln brauche.

»Das macht dann fünf Silber«, zwischerte sie. »Hat ihr Mann Frühstück gemacht?«, lautete Virgils nächste Frage. »Ja, gerade eben«, bestätigte sie und zum Leidwesen von Naina und Clayton bestellte Virgil daraufhin Eier und Kaffee. Die Qualität dieses hiesigen Gebräus war ihm offenbar bekannt.

»Iss einfach weiter«, zischte Clayton Naina zu, und im nächsten Moment trat Virgil auch schon in ihr Blickfeld. Da sie die einzigen Gäste waren, sah er sie natürlich sofort. »Mister Young!«, rief er aus, scheinbar erfreut, ein bekanntes Gesicht zu sehen. »Schon wieder unterwegs!«, rundete er seine Begrüßung mit etwas Smalltalk ab.

»Morgen«, murmelte Clayton, während in Virgils Gesicht die Verwunderung sichtbar wurde, dass sich Naina an der Seite des Gunfighters befand. »Wo ist Matt?«, fragte er sichtlich irritiert. »Der ist noch zuhause«, versuchte sich Clayton an einer uninspirierten Ausrede. »Wir machen nur einen kleinen Ausflug...«

Er musste sich jedoch gar keine Gedanken machen, wie seine Geschichte weiter gehen würde, da ihm Naina auf die schlimmstmögliche Art dazwischenfunke: »Ich hab ihn umgebracht!«, schrie sie mit überschlagender Stimme, während sie von ihrem Stuhl aufsprang. »Es war ein Unfall«, fügte sie entschuldigend hinzu, doch die Überraschung in Virgils Mimik wich schnell einem urtümlichen Zorn, der sich in rohen Hass steigerte.

»Wenn das wahr ist, nehme ich dich mit zurück«, platzte es aus ihm heraus, doch Clayton wies ihn in die Schranken. »Sorry. Sie kommt mit mir«, sagte er ganz ruhig und sachlich.

»Das ist nicht Ihre Sache, Mister!«, rief Virgil aufgeregt. »Entweder, sie kommt mit, oder wir duellieren uns!«, schloss er mit

Überzeugung in der Stimme und zog seine Waffe, die er direkt auf Claytons Brust richtete.

»Du hast 'ne Frau und dein Kind ist unterwegs«, versuchte Clayton ihn zur Vernunft zu bringen. »Die brauchen dich viel mehr, als Matt sie jetzt noch braucht«, schloss er mit absolut reiner Logik, doch das Feuer in Virgils Augen beruhigte sich nicht – er würde nicht von seinem Plan abzubringen sein.

»Das ist Selbstmord, Junge!«, versuchte Clayton es ein letztes Mal, wobei er unauffällig einige Zentimeter mit seinem Stuhl zurückrutschte. Er konnte die aufkeimende Angst in Virgil genau spüren, doch der Kerl bleib tapfer: »Ich habe keine Wahl«, verkündete er fast schon verzweifelt.

Clayton wägte seine Optionen ab, er wollte beim besten Willen nicht noch mehr Blut vergießen. Er wartete auf den Moment, als Virgil das in seinen Augen steigende Wasser wegblinzeln musste und sprang dann abrupt auf, wobei er den gesamten Tisch mitsamt dem kochend heißen Kaffees gegen Virgils Oberkörper rammte. Dann versetzte er ihm noch einen kräftigen Schwinger und Virgil landete ungebremst auf dem Hintern, wobei seine Waffe klappernd zu Boden fiel. Clayton kickte sie weg und trat nahe an den Besiegten heran.

»Das reicht jetzt, Junge!«, drohte er ihm, bevor er Naina ein »Lass uns verschwinden« zuraunzte.

Draußen angekommen erreichte Naina sein Motorrad zuerst und begann mit zitternden Händen, ihre Tasche an der Gepäckhalterung zu befestigen. »Nicht so schnell, du Plappermaul!«, herrschte Clayton sie an, denn zuerst musste seine Satteltasche dort angebracht werden. Während er sich damit beschäftigte, zuckte Naina auf einmal zusammen und schrie mit schriller Stimme »Pass auf!«

Aus dem Augenwinkel sah Clayton, wie sich eine Gestalt aus den Schatten der Eingangstür der Pension schälte. Für ihn lief das Geschehen wie ihn Zeitlupe ab, obwohl Virgil sicherlich mit großen Schritten auf ihn zustürzte, die Pistole im ausgestreckten Arm, direkt auf Clayton gerichtet. Und so übernahmen seine Instinkte den Rest, völlig abseits der moralischen Kontrolle seines Verstandes ging es in diesen Sekundenbruchteilen

um sein Überleben – und das sicherte er, indem er in fast schon übermenschlicher Geschwindigkeit herumwirbelte, seine Waffe aus dem Holster riss und Virgil mit einem einzigen, gezielten Schuss niederstreckte – die Kugel ging mitten ins Herz.

Kapitel 10

# First Blood

—

# Das erste Opfer

Virgils Gesicht gefror mit einem Ausdruck des Schreckens – sein letzter, vorwurfsvoller Blick ging zu Naina, als seine Blutzirkulation abrupt endete und er von seinem Bewusstsein verlassen zur Seite kippte. Wie ein Embryo lag er neben der Türschwelle der Pension, als Clayton auf ihn zutrat. Eigentlich eine überflüssige Geste, denn er wusste genau, dass der Junge ihm nichts mehr anhaben konnte – aber um Nainas Willen und um sein eigenes Gewissen zu beruhigen, beugte er sich zu ihm herunter, um zu schauen, ob er noch etwas für ihn tun konnte. Natürlich war es zu spät. »Dumm«, zischte Clayton dem Toten entgegen, während an Nainas fassungslosem Gesicht bereits die Tränen herunterliefen.

Um die Trauer zu bewältigen, kniete sie wenig später vor dem Altar der örtlichen Kirche nieder. Vermutlich war das Gebäude einst Anhängern des christlichen Glaubens gewidmet gewesen, doch diese Unterscheidungen spielten längst keine Rolle mehr. In den Herzen der Menschen war kein Platz mehr für Religion, und das schweißte die wenigen Gläubigen so zusammen, dass sie dankbar und aufgeschlossen Seite an Seite ihre Rituale pflegten.

Mit zitternden Händen entzündete Naina zwei Räucherstäbchen und bewegte sie in graziilen Bewegungen durch die Luft, so wie sie es bei ihrer Mutter gesehen hatte, als sie klein war. Außer ihr war nur eine einzige Person in dem großen Raum, durch dessen getönte Fenster goldenes Licht hereinschien. Es war ein älterer Herr mit wallendem lockigem Haar, der im Schneidersitz vor einem Schrein an der gegenüberliegenden Wand saß. Er war komplett in Schwarz gekleidet und offenbar ebenfalls in einer Art Meditation verfangen. Naina vermutete, dass er derjenige war, der diesen Ort der inneren Einkehr offenhielt, und sie stellte fest, dass seine stille Präsenz eine beruhigende Wirkung auf sie hatte. Nachdem sie den Rauch verteilt und die Stäbchen zum Weiterbrennen in einen kleinen Schale voller Sand gesteckt hatte, schienen ihre Tränen langsam zu trocknen. Doch diese Ruhe sollte keinen Bestand haben.

Schwere Schritte hallten durch den hohen Saal und ohne sich umzuschauen wusste Naina, dass es Clayton war, der sich nun

neben ihr hinkniete. Sofort wurde ihr Verstand wieder von den schrecklichen Szenen geflutet, die sich innerhalb der letzten vierundzwanzig Stunden abgespielt hatten. Sie fing erneut an zu schluchzen und die Tränen rannen ihr die Wange hinunter.

»Bist du allergisch gegen Weihrauch?«, versuchte Clayton die Lage mit einem kleinen Scherz aufzulockern. Naina wusste, dass er es einfach nicht besser wusste, aber dieser Spruch war so deplatziert, dass bei ihr alle Dämme brachen und sie wieder ungebremst zu weinen anfang.

»Ich habe das alles nicht gewollt«, schluchzte sie, als sie endlich wieder genug Luft bekam, um etwas zu sagen.

Diesmal war es Clayton, den dieser Kommentar auf dem falschen Fuß erwischte. Gerade war er im Begriff gewesen, im Bezug auf eine Frau ganz neue Gefühle zu erkennen, eine vorher ungekannte Vertrautheit aufzubauen, und dann wünscht sie sich auf einmal, das alles wäre nie passiert? Er hätte es wissen müssen.

»Beeil dich, sonst gibt es noch mehr Ärger«, knurrte er und stampfte wütend nach draußen.

Nun war Naina wieder auf sich alleine gestellt und komplett am Rande der Verzweiflung. Was war nur passiert? Sie brach erneut in heftiges Schluchzen aus, bis sie spürte, dass der vermeintliche Mönch ihr nun seine Aufmerksamkeit zuwandte. Er musste die Szene angehört haben, denn er schaute sie mit tröstendem Blick an und sie beruhigte sich.

»Weißt du, wieso die Welt so geworden ist, wie sie heute ist?«, stellte der Mann eine rhetorische Frage. »Weil alle nur noch an sich selbst denken!«, schloss er mit einer entmutigenden Gewissheit. Auf Nainas etwas ratlosen Blick fügte er noch eine Art spirituelle Weisheit hinzu: »Sie sind in einem Schneesturm gefangen, den sie selbst nicht mal sehen können.« Dann wandte er sich wieder seiner Meditation zu.

Naina schluckte und stellte fest, dass ihre Trauer zwar noch da war, sie jedoch nicht mehr weinen musste. Der Kommentar des Alten war auf eine Art banal gewesen, doch hatte er irgendwie den Nagel auf den Kopf getroffen. Weinte sie wirklich um

Matt und Virgil, oder trauerte sie um sich selbst, weil ihr Leben so aus der Bahn geworfen worden war?

Wenn dem so war, wer sagte, dass diese neue Richtung nicht sogar in ein besseres Leben führen konnte? Und war an der Theorie etwas dran, auf die der Mönch angespielt hatte, dass die Eiszeit eine Art Reaktion auf die innere Kälte der Menschheit war? Eine Vergegenständlichung von Egoismus und Isolation? Eigentlich glaubte sie nicht daran, auch wenn solche Lehren zum spirituellen Erbe ihrer Ahnen gehörten. Jede Bewegung erzeugte eine Gegenbewegung, und wenn dem so war, gab es vielleicht auch noch Hoffnung. Vielleicht würde auf eine Zeit, in der alles sehr verkopft, rationell und materialistisch gewesen war, eine Zeit der Wunder folgen. Die Mutationen, die die Menschheit nun anreicherten, waren jedenfalls ein Hinweis darauf.

Doch wie viele Jahrzehnte oder Jahrhunderte würde dieser Wandel noch dauern? Konnte sich ein Mensch wie Clayton zu seinen Lebzeiten verändern und zum Guten wandeln? Matt hatte es versucht und war daran in letzter Konsequenz zugrunde gegangen.

Warum lebte sie bloß in einer solchen Männerwelt? Testosteron und Muskeln schienen alles zu beherrschen und sie hatte nicht das Gefühl, dass unter diesen Vorzeichen eine Verbesserung eintreten konnte. Laut den Überlieferungen waren in der alten Welt viele Regenten weiblich gewesen, das konnte man sich heute gar nicht mehr vorstellen.

Doch in ihrem Herzen wusste Naina, sie hatte das Zeug zu überleben, sie spürte in sich ein goldenes Licht, und mit dieser Kraft würde sie darum kämpfen, wenigstens ihr eigenes, kleines Leben in Ordnung zu bringen. Und sie hoffte, dass sie diesen Weg gemeinsam mit Clayton beschreiten würde.

Nun bemerkte Naina, dass ihre Augen während all dieser Überlegungen auf dem alten Mönch und seinem langen schwarzen Mantel geruht hatten. Sein breites Kreuz und seine athletische Körperspannung ließen in ihr einen Gedanken aufkeimen: Konnte auch er ein ehemaliger Gunslinger sein? Wenn dieser Mann vom Meisterschützen zum Priester geworden war, dann

bestand vielleicht noch Hoffnung für ihre Zukunft. Doch bevor sie dieses neue Leben beginnen konnte, das vielleicht auch aus Clayton einen einfühlsamen Mann machte, der mehr zu schätzen wusste als sein Motorrad und einen rauchenden Colt, musste sie erst noch ihr größtes Anliegen in dieser Welt hinter sich bringen. Sie musste einen tiefsitzenden Stachel aus ihrem Fleisch ziehen, eine alte Wunde ein für allemal ausbrennen. Und sie wusste, dafür würde sie alles riskieren, auch wenn es ihr Ende bedeuten sollte.

Ja, sie war in jedem Falle bereit, ihr eigenes Leben aufs Spiel zu setzen. Aber der Preis schien noch höher zu sein, das hatten die letzten Entwicklungen gezeigt. Es waren nun schon zwei Männer tot, die sie gemocht und respektiert hatte. Dabei kannte sie nicht einmal die volle Wahrheit, und genau diese Unkenntnis war es, die Virgils Schicksal im Endeffekt besiegelt hatte. Denn Matt war nicht tot – ganz im Gegenteil.

\* \* \*

Als Matthew Saberneck aus seinem todesähnlichen Schlaf erwacht war und er langsam die Augen geöffnet hatte, war es ihm nicht einmal gelungen, aus eigener Kraft aufzustehen. Doch schon bald hatte Duke ihn gefunden, der vorbeigekommen war, weil er am Vorabend seine Gitarre auf der Ranch hatte liegenlassen.

Inzwischen war er dabei, Matt zu verbinden, denn wie es das Schicksal wollte, war er nicht nur die gute Seele in Sabernecks ehemaliger Spezialeinheit, sondern auch der Sanitäter. Als er gerade den äußeren Verband fixierte, ließ ihn das Gerumpel eines Kettenfahrzeuges innehalten, das dem Klang nach gerade vor dem Haus zum Stehen gekommen war.

»Schau mal nach!«, grunzte Matt ihm mit immer noch geschwächerter Stimme zu. Duke nickte und ging zur Tür, eigentlich konnte es nichts Dramatisches sein – denn wer Böses im Schild führte, würde nicht mit einer lauten Höllenmaschine anreisen, die sich schon Minuten vorher selbst ankündigte. Überrascht war er dann doch, als er die Tür aufriss und den kleinen Polar-

fuchs eines alten Bekannten erblickte, der gerade dabei war, im Cockpit des rostigen Lieferfahrzeugs die Bremsen zu arretieren. Duke konnte beim besten Willen nicht sagen, dass er diesen Mann mochte. Im Gegenteil jagte es ihm einen kalten Schauer über den Rücken, ihn zu sehen, auch wenn das auf keinen Fall persönlich zu nehmen war. Er drehte sich zu Matt um und rief: »Es ist der Leichengräber aus dem Ort China!«

Matt schwante nichts Gutes, mühsam erhob er sich auf seine zitterigen Beine, packte seine Jacke und legte sie lose über seine Schultern, um keinen Druck auf seine Wunde zu legen. Im gleißenden Gegenlicht des Mittags kniff er die Augen zusammen, während der Totengräber in geschäftiger Aufregung zur Ladefläche lief.

»Er hatte keine Chance«, verkündete er mit einer Mischung aus Mitleid und Sensationslust, als er die Plane wegzog, die den immer noch frischen Leichnam bedeckte.

»Es ist Virgil!«, rief Duke entsetzt aus, woraufhin Matt seinen Schritt beschleunigte und an seine Seite rat. »Wer war das?«, herrschte er nach einem Moment der Fassungslosigkeit den Leichengräber an. Der Mann nahm genüsslich einen Zug an dem Zigarrenstummel und verkündete dann, was Matt sowieso schon wusste: »Clayton Young.«

Was folgte, war der Teil, der Matt in seiner militärischen Karriere immer am schwersten gefallen war und den er trotz seiner teilweise schon abgestumpften Empfindungen immer noch fürchtete und gleichzeitig hasste: Einem ehemaligen Mitstreiter die letzte Ehre zu erweisen. Und diesmal hatte es sogar noch einen seiner eigenen Schützlinge erwischt. Nicht einfach irgendeinen namenlosen Soldaten, der von seinen Kameraden vielleicht nur so lange vermisst wurde, bis kompetenter Ersatz gefunden war – nein, Virgil war ein Teil der kleinen Saberneck-Familie geworden, vielleicht sogar derjenige unter ihnen, der die beste Chance gehabt hatte, es in seinem Leben noch zu einer gewissen Normalität zu bringen, fern ab von den grauenhaften Traumata der Kämpfe und Plünderungen.

Matt rang mit seinen Gefühlen, nachdem die Männer mit viel Mühe die gefrorene Erde aufgestemmt hatten, die kurz vor der kleinen Siedlung lag, die er gemeinsam mit seinen Schützlingen unweit seiner Ranch errichtet hatte. Er hatte die ganze Zeit kein einziges Wort gesprochen – es war natürlich Duke gewesen, der Johnny und vor allem Barbara die schreckliche Kunde hatte überbringen müssen. Die werdende Mutter eines zukünftigen Halbweisen stand dementsprechend wie versteinert daneben, während Johnny und Duke den schweren Sarg in die Erdgrube hinunterließen. Anschließend begann Matt, die ausgehobene Erde zurück in das Loch zu schaufeln – doch nach einigen Spatenstichen hielt er inne, einen grübelnden Ausdruck auf dem Gesicht. Schließlich stieß er ein »Ach, zur Hölle damit!« hervor, warf er die Schaufel erobert zu Boden und wandte sich von dem offenen Grab ab, während seine Schüler ihn mit fassungslosen Blicken verfolgten.

»Kommt, Jungs!«, forderte er Duke und Johnny auf, als er gerade an Barbara vorbeiging, die versuchte, ihn aufzuhalten. »Matt! Ihr seid noch nicht fertig!«, herrschte sie ihn mit heiserer Stimme an. Matt blieb stehen und musterte sie mit einer gewissen väterlichen Strenge, dann deutete er mit einem Kopfnicken in Richtung Virgils letzter Ruhestätte. »Er läuft uns schon nicht weg«, bemerkte er lakonisch und ließ die völlig perplexen Barbara dann hinter sich. Er wollte wirklich nicht auf ihren Gefühlen herumtrampeln, doch seine Wut auf Clayton und Naina kannte keine Grenzen und sie zu stoppen hatte die oberste Priorität. Es war bereits Abend, doch an Ruhe oder gar Schlaf war ohnehin nicht zu denken.

»Tut mir leid«, raunte Duke leise Barbara zu, als er und Johnny ihrem Meister ergeben folgten, während der bereits all seine Erfahrungen als Fährtenleser heraufbeschwor, um sich den besten Weg zu überlegen, wie er die beiden Flüchtigen finden könnte.

\* \* \*

An anderer Stelle, einem viele Kilometer entfernten Stausee, saßen die beiden Gesuchten umgeben von einem großartigen Naturschauspiel. Die letzten Strahlen der Sonne glitzerten über die Wasseroberfläche, während sich im Hintergrund majestätische Felsformationen in den Himmel türmten, auf denen Schneefelder golden reflektierten.

Clayton und Naina hatten jedoch nur Augen für einander. Trotz ihrer schwierigen Situation schienen sie beide vom Feuer der Liebe erfasst, ob das nun von Amors Pfeil oder einer höheren kosmischen Macht ausgelöst worden war, oder auch nur ein rein biologischer Vorgang, in dem ihre Körper zum Zwecke der Fortpflanzung Endorphine und andere Botenstoffe ausschütteten – das Gefühl war jedenfalls herrlich und Naina wünschte, dass es nie enden möge. In diesem Sinne überlegte sie, wie ihr Leben nun weitergehen könnte, nachdem endgültig alle Verbindungen zu ihrer Vergangenheit durchtrennt waren. Natürlich dachte sie an eine gemeinsame Zukunft mit Clayton, als sie ihn fragte, was sie nun für Möglichkeiten hätte. Clayton stocherte ein wenig in dem Lagerfeuer, das er entfacht hatte, um die beiden zu wärmen, bevor er antwortete.

»Du könntest Lehrerin werden«, sagte er, während er über standesgemäße Berufe für Frauen nachdachte. Nach dem Ende der Zivilisation hatte sich in dieser Hinsicht eine starke Rückentwicklung ergeben. Physische Kraft zählte im Kampf um das Überleben am meisten, und so waren die Männer in die alte Gewohnheit zurückgefallen, sich als das stärkere Geschlecht zu sehen und den Frauen ihren Platz zuzuweisen. Gerade Clayton war ein Musterbeispiel von einem Kerl, der von toughen Frauen wie Barbara nicht allzu viel hielt – ehrlich gesagt hatte er sogar ein bisschen Angst vor ihnen. Denn er wusste, welche Macht Frauen in Wahrheit ausüben konnten, gerade auf ihn. Deswegen war der Gedanke, sich längerfristig mit Naina herumtreiben zu müssen, auch alles andere als willkommen. Nicht zuletzt war ihm auch seine Abwechslung wichtig, und so kam er auf eine Idee, wie er seiner Begleiterin einen kleinen Wink mit dem Zaunpfahl geben konnte.

»Ich kenne auch ein gutes Bordell, in dem du arbeiten könntest«, spottete er also. Naina schaute ihn böse an, mit funkelnden Augen warf sie einen Stein ins Feuer, so dass Glut in Richtung des feixenden Claytons spritzte. »Ich könnte ja auch wieder heiraten!«, startete sie selbstbewusst ihre Retourkutsche, und nun war Clayton an der Reihe damit, schwer zu schlucken. »Ich finde es besser, sich nicht von Leuten oder Dingen abhängig zu machen, die man verlieren kann«, stammelte er sich nach kurzer Denkpause zurecht.

»Du hast also nie jemanden gebraucht?«, fragte Naina herausfordernd nach. »Genau«, nickte Clayton, »und so soll es auch bleiben.« Er musterte sie mit festem Blick, doch in ihren blauen Augen blitzte schon wieder eine gehörige Portion Schalk auf. »Du meinst also, mich brauchst du heute nacht auch nicht?«, säuselte sie verführerisch, wobei sie ihren Pelzmantel ablegte. Grinsend kratzte Clayton sich am Kinn. »Nun ja, die Nächte werden hier in der Gegend schon manchmal ganz schön kühl«, gab er grinsend zu, lehnte sich zu ihr hinüber und zog sie mit seinen starken Armen an sich heran.

\* \* \*

Als die ersten Strahlen des neuen Morgens über die Berggipfel blinzelten, waren Matt und seine Jungs bereits in dem verschlafenen Kaff China angekommen. Dort hatten sie sich aufgeteilt, um Informationen aufzutreiben. Matt und Johnny waren schon bald mit leeren Händen zu ihrem Fahrzeug zurückgekehrt – sie reisten mit einem BMW-Gespann, das sie damals auf der Flucht aus der Kaserne des Gouverneurs hatten mitgehen lassen. Duke hatte ihnen mit einem Winken vom anderen Ende der Straße aus mitgeteilt, dass er eine Spur in dem kleinen Gasthaus am Dorfplatz gefunden hatte, und so warteten die beiden nun angespannt auf seine Rückkehr, während er die Herbergsmutter befragte. Nach einer gefühlten Ewigkeit tauchte er aus dem Schatten des Eingangs auf – dem Ort, wo sein Waffenbruder Virgil von Mister Young dahingestreckt worden war, wie er inzwischen erfahren hatte. Doch diese Information wollte er den

anderen vorenthalten, es war genug, wenn sie auf seinem Bewusstsein lastete.

»Sie sind schon wieder aufgebrochen«, sagte er also nur zu Matt und Johnny, auf dessen Gesicht unvermittelt ein breites Grinsen auftauchte.

»Ja ... aber nicht, ohne sich vorher richtig gut kennenzulernen!«, vermutete er süffisant, doch das Lachen verging ihm direkt wieder, als sich Matt drohend vor ihm aufbaute, im Begriff, ihn lautstark zu verfluchen – doch dann bremste der Alte sich, ein solch unreifes Verhalten in dieser schweren Stunde war einfach mit keinem Wort zu adeln.

Ruckhaft wandte Matt sich ab und stampfte mit langen Schritten in Richtung des Motorrads, während Johnny erleichtert ausatmete. Der Alte konnte schon ganz schön bedrohlich wirken, dabei hatte er doch nur versucht, mit einem lockeren Spruch die Stimmung aufzuhellen. An viel anderes als an Sex konnte er aufgrund seiner überbordenden Hormone sowieso kaum denken, seit sie den militärischen Drill des Gouverneurs hinter sich gelassen hatten. Doch ganz war der Junge noch nicht vom Haken, denn nun trat Duke an ihn heran, um ihm einen Standpauke zu erteilen.

»Mach's ihm nicht noch schwerer, okay?«, forderte er ihn auf. »Er war noch nie so aufgewühlt«, fügte er hinzu und beeilte sich dann, Matt zu folgen, um ihn auf andere Gedanken zu bringen. »Vielleicht sind sie schon in Liberty!«, rief er ihm hinterher, und er wusste gar nicht, wie recht er damit hatte. Denn 28 Kilometer entfernt, eine stattliche Strecke bei diesen Witterungsverhältnissen und dem erbärmlichen Zustand der Straßen, rollte Claytons Maschine gerade an einer hochgelegenen Ecke am Stadtrand aus. Von dort hatte man einen schönen Blick über die verwinkelten Straßen und die vielen dicht zusammenstehenden Gebäude, die überwiegend aus rotem Backstein bestanden, der mit weißen Elementen verziert war. Erstaunlich, wie viel von dieser kleinen Stadt noch intakt war, und wie gut bewohnt sie war. Kein Wunder, denn sie bot eine gewisse Sicherheit, sowohl gegen Unwetter als auch gegen marodierende Banden – niemand wagte es, den Gouverneur in seinem Regierungssitz an-

zugreifen. Für die Bewohner war seine eisern geführte Regent-schaft allerdings auch ein zweischneidiges Schwert, denn man durfte dem Gouverneur auf keinen Fall in die Quere kommen. Schon allein seinen Elitetruppen einen Wunsch abzuschlagen, war beinahe unmöglich, wenn einem das eigene Leben etwas bedeutete. Umgekehrt konnte es sehr lukrativ sein, Lafort einen Gefallen zu tun, und so bestand quasi die gesamte Einwohner-schaft aus Duckmäusern und Spitzeln. Entsprechend vorsichtig musste Clayton vorgehen. »Es ist besser, wenn wir nicht zusam-men gesehen werden«, rief er Naina über den Lärm des Motors zu. »Geh' schon mal zum Hotel!«

Naina schaute ihn überrascht an, da es bis zum Ortszentrum bestimmt noch fünf Kilometer waren. »Zu Fuß?«, rief sie im anklagenden Tonfall einer verwöhnten Prinzessin. Claytons re-sultierender Blick sagte mehr als tausend Worte und sie wusste, dass er es ernst meinte. Wütend und zu einem gewissen Grad enttäuscht schwang sie sich vom Sozius und packte ihre Tasche. Ihren kochenden Zorn beobachtete Clayton amüsiert, und als sie anfing, wie ein wütendes, kleines Kind die Straße hinunter-zustampfen, rief er ihr lachend noch »Einen schönen Spazier-gang!«, hinterher. Dann brauste er an ihr vorbei.

\* \* \*

Das Regierungsgebäude des Gouverneurs stach schon von wei-tem aus dem Stadtbild Libertys hervor – kein Wunder, da es sich dabei um das alte Rathaus handelte, das Lafort allerdings im Stile seiner ursprünglich vom indischen Subkontinent stam-menden Ahnen hatte verziern lassen. Normalerweise war es so gut wie unmöglich, kurzfristig eine Audienz bei dem Herrscher zu bekommen, doch Claytons Ruf eilte ihm weit voraus. Seine Feindschaft mit den Truppen des Gouverneurs, allen voran der Spezialeinheit von Marschall Clarke, war ein offenes Geheim-nis. Claytons Gefangennahme hatte für viele Gerüchte gesorgt, denn kaum einer hatte sich vorstellen können, dass er sich bei lebendigem Leibe hatte einbringen lassen. Nun wusste jeder Sol-dat im Dienste der Regierungstruppen, dass Clayton auf ihrer

Seite arbeitete, und das war nichts minder als eine Sensation. Von daher musste Clayton kein Wort sagen, als er das schwer bewachte Gebäude betrat. Die meisten Schergen niederen Ranges schauten nur betreten zu Boden oder entfernten sich schleunigst, während Offiziere auffällig gafften oder sogar ein anerkennendes Nicken anbrachten.

Nachdem Clayton so den ersten Verteidigungsgürtel überwunden hatte und im großen Eingangsbereich des Gebäudes stand, traf er schließlich auf Frank Holden, der ihn beflissentlich zu einer Tür am Ende des Flures brachte, wo er ihn dann alleine stehen ließ, ohne ein Wort zu sagen.

Etwas von diesem Verhalten verwundert atmete Clayton tief durch und staunte nicht schlecht, als er den Raum auf der anderen Seite der Tür in absoluter Dunkelheit vorfand. Lediglich ein absonderliches Geräusch kitzelte seine Sinne, es war eine Abfolge von luftigem Zischen und einer Art von metallisch klingendem Singsang. Als sich seine Augen an die Lichtverhältnisse gewöhnt hatten, bemerkte er Bewegung am anderen Ende der riesigen Halle. Genau in der Mitte fiel ein Lichtschein auf ein gewaltiges Ornament am Boden, und in diesen Kreis glitt auf einmal der Gouverneur hinein. Sein Gesicht war von Clayton abgewandt und er schien komplett vertieft in eine Art Kampfmeditation. In wild kreisenden Bewegungen ließ er sein japanisches Katana-Schwert herumwirbeln, als würde er eine nicht enden wollende Abfolge von unsichtbaren Gegnern, die aus dem Dunkel auf ihn heranstürmten, in Einzelteile schneiden.

Clayton bewunderte dieses grazile Schauspiel für einen Moment, bevor er sich daran erinnerte, warum er hier war – und dass er so schnell wie möglich wieder verschwinden wollte. Die Schergen des Gouverneurs waren ihm schließlich alles andere als sympathisch, außerdem musste er rechtzeitig am Hotel ankommen – denn Naina durfte auf keinen Fall erfahren, dass er sich mit ihrem ehemaligen Erzfeind und Geiselnnehmer traf. So machte Clayton ein paar Schritte auf den Gouverneur zu, der überhaupt nicht wahrzunehmen schien, was in seinem Umfeld vor sich ging. Doch plötzlich überzeugte Clayton ein lautes, metallisches Krachen direkt vor seinen Füßen vom Gegenteil – er

staunte nicht schlecht, als er heruntersah und feststellte, dass die Waffe des Despoten direkt vor seinem rechten Stiefel im Boden steckte. Eine durchaus beeindruckende Demonstration, wie zielsicher Lafort war. Aber natürlich ließ Clayton sich das nicht anmerken und konzentrierte sich auf seinen Ärger darüber, dass der Wurf auch um ein Haar hätte schief gehen können.

Während Clayton die im Boden steckende Klinge immer noch missmutig beäugte, hallte die Stimme des Gouverneurs, der immer noch mit dem Rücken zu Clayton stand, durch den riesigen, leeren Raum. »Hatte ich nicht gesagt, ich möchte nicht gestört werden?!?« Lafort wirbelte herum, doch als er sein Gegenüber erkannte, wandelte sich seine Pose von aggressiver Anspannung zu majestätischer Würde. »Oh, Mister Young!«, rief er mit einer Spur Anerkennung in seiner Stimme aus, »Ihre Pünktlichkeit entspricht ihrem Ruf!«

Clayton ließ sich von dieser Stimmung jedoch nicht anstecken. Als er auf den Despoten zuschritt und das schiefe Grinsen auf dessen Gesicht ihn noch wütender machte, musste er unwillkürlich daran denken, was dieser Mann mit Naina angestellt hatte. Unauffällig biss er sich auf die Zunge, er musste sich darauf konzentrieren, sich von seinen Gefühlen nicht zu Fehlern verleiten zu lassen. Sein Verhalten musste rein professionell bleiben, denn endlich hatte er die große Chance.

Mit einigen Metern Abstand blieb er vor dem Gouverneur stehen, der sich inzwischen auf einen edlen, antiken Klavierhocker niedergelassen hatte – ohne Clayton eine Sitzgelegenheit anzubieten, aber es war auch schlicht keine zu sehen. Bis auf den mit tanzendem Staub gefüllten Lichtkegel, in dem sie sich befanden, war der Raum nach wie vor stockfinster.

»Saberneck ist tot, wo ist mein Geld?«, platzte es aus Clayton heraus. Der Gouverneur nahm seine Worte trotz der aggressiven Intonation wohlwollend auf und blieb bei seiner eloquenten Ausdrucksweise: »Da sie meine Scouts getötet haben, würde ich einen Beweis benötigen.«

Clayton war kurz irritiert, doch an dieser Logik gab es nichts auszusetzen. »Ich habe sein Gewehr«, argumentierte Clayton und hielt die mitgebrachte Waffe wie eine Trophäe vor sich.

»Das reicht nicht«, stellte Lafort mit etwas mehr Ernst in der Stimme fest. Seine Muskulatur krampfte sich etwas zusammen. Was, wenn sein Plan doch nicht aufgegangen war, er sich in Clayton Young getäuscht hatte? Er legte eine kurze Pause ein, um seine Coolness zu sammeln.

»Was ist mit dem Mädchen?«, fragte er dann so beiläufig wie möglich, doch Clayton erwischte er damit auf dem falschen Fuß. Was hatte das zu bedeuten? Wie sollte er mit dieser Frage umgehen? Am besten natürlich, indem er bei seiner üblichen Verhandlungstaktik blieb, jede Unsicherheit mit Aggression zu übertünchen.

»Sie war nicht Teil unserer Abmachung!«, knurrte er deswegen und konnte beobachten, wie die Stimmung des Gouverneurs schlagartig abfiel.

»Ich schicke jemanden zu Saberneck und lasse nachsehen«, verkündete der Despot. »Kommen sie morgen noch mal her«, fügte er in nun komplett abschätzigen Tonfall hinzu und gebot Clayton mit einer angewiderten Handgeste, die sonst vermutlich unfähigen Bediensteten vorbehalten blieb, zu verschwinden. Eine Frechheit, doch Clayton musste einsehen, dass er nichts in der Hand hatte. Eigentlich war es auch egal, dann sollten die Scouts eben Sabernecks Tod feststellen – die Hauptsache war, dass er die Belohnung einstreichen würde.

»Dann sollten sie morgen besser mein Geld da haben!«, bellte er den Gouverneur noch an, um seine Haltung zu wahren, dann verschwand er in die Dunkelheit.

Kapitel 11

Dead Man Walking

—

Ein Toter auf Reisen

Die Bergadler stießen Schreie des Missfallens aus, als ihre idyllisch-weißen Jagdgründe von diabolischem Lärm heimgesucht worden. Eine Ausgeburt aus Stahl und Gummi donnerte durch die unsaubere Fahrrinne, die sich durch das schmale Tal schlängelte, das auf Liberty zuführte. Es war Saberneckes Gespann, das schon zu Beginn der Eiszeit ein Oldtimer mit dreißig Jahren Einsatzzeit gewesen war – doch gerade diese kruden, einfachen Gefährte mit schnörkellosen Verbrennungsmotoren ohne jegliche Elektronik waren es, die heute noch die besten Dienste leisteten. Als Mensch der alten Generation genoss Saberneck das Privileg, in eine Decke gehüllt im Beiwagen zu sitzen, während Duke als Kälteresistenter in seiner üblichen, armfreien Kluft am Lenker saß und Johnny in seinem Militäroverall bitterlich auf dem Sozius zu frieren hatte. Die Straße vor ihnen war leidlich geräumt, doch auf Matts Drängen fuhr Duke quasi mit Vollgas durch die enge Gasse, deren Ränder mit Eiskrusten gesäumten waren, die durch den Permafrost und das andauernde Überfrieren beinahe die Härte von Stein hatten.

Nicht nur für die Passagiere war das andauernde Geholper und der schneidende Fahrtwind eine Belastung, auch die Maschine der alten BMW kam an ihre Belastungsgrenze und schließlich gab einer der Schläuche, die zum Motor führten, seinen Geist auf. Eine riesige Rauchwolke explodierte in die kalte Luft und hüllte die Reisenden ein.

»Dieses verdammte, alte Ding!«, rief Matt über den tosenden Fahrtwind, während der Motor ins Stottern kam und sich der Rauch intensivierte. »Mist!«, kommentierte Duke, eigentlich mit einem Hauch von Erleichterung, diese halbsbrecherische Fahrt zumindest für einen Moment unterbrechen zu können. Während der Motor weiter röchelnd protestierte, arbeitete Matt gedanklich schon an einer Lösung, denn er kannte die Strecke wie seine Westentasche. »Hey Duke!«, rief er, »Fahr da vorne rechts ran! An dem Teich!«

Duke kniff die Augen zusammen – er wusste nicht, wovon Matt redete, bemerkte aber schnell, dass er recht hatte: Sie näherten sich einer schneebedeckten Rampe, sicherlich eine von Menschenhand errichtete Ausfahrt aus dieser Rinne des Todes.

Die letzte Kraft des Motors reichte gerade noch aus, die leichte Steigung zu erklimmen, dann erstarb er und das Gefährt und kam zum Stillstand.

Matt sprang sofort aus dem Wagen, er fühlte sich persönlich von der widerspenstigen Maschine angegriffen und lief rastlos auf den kleinen See zu, der in der Stille der Abenddämmerung lag. Duke und Johnny schoben wortlos das Gespann in eine stabile Position, wo der Glatzkopf anfang zu überlegen, was am besten zu tun sei.

»Gib mir die Wasserflasche«, instruierte er Johnny, der sich daraufhin am kleinen Kofferraum des Beiwagens zu schaffen machte. Er staunte nicht schlecht, als er neben dem Wasser auch noch eine Flasche von Matts Selbstgebranntem fand – ein wirklich schöner Proviant für diese Reise. Da Johnny keinerlei technische Begabung besaß, ließ er Duke mit seinem Problem alleine, nachdem er ihm das Wasser übergeben hatte, und näherte sich Matt.

Der Gouverneur hatte Johnny damals für Saberneckes Truppe vorgeschlagen, weil er in Stresssituationen absolut unvorhersehbar reagierte. Ein Charakterzug, der ihn für die Eliteeinheiten unbrauchbar machte, denn da legte Lafort Wert auf völlige Zuverlässigkeit.

Doch Saberneckes »Brat Pack« sollte ein ungewöhnliches Kilerkommando sein, und da konnte ein Eskalationselement nicht schaden, um Matts ruhige Besonnenheit zu kontern. Dafür war Johnny ideal, da er nicht viel nachdachte, dafür aber um so mehr Jähzorn mitbrachte. Jeder der jungen Leute ging mit der gewaltsamen Trennung von seinen Eltern anders um, worauf der Gouverneur auch spekuliert hatte. Duke hatte den Schluss gezogen, dass er jetzt selbst Verantwortung hatte und sich deswegen sogar um andere – speziell seine »Geschwister« – kümmern musste. Ein sehr nobler Zug, der von einem außergewöhnlich starken Charakter zeugte, auch wenn Duke erstaunlicherweise keinerlei Interesse an einer Führungsposition hatte.

Virgil dagegen war sehr unsicher geworden – wie viele »Trennungskinder« sah er die Schuld bei sich und dachte, seine Eltern wollten ihn nicht mehr haben, weil er nicht perfekt war. Dies

hatte er Zeit seines Lebens unter Matts Kommando zu kompensieren versucht und sich in jede Aufgabe mit Herz und Seele hineingeworfen. Dabei kam ihm zugute, dass er ein reduziertes Schmerzempfinden hatte und deswegen manchmal mehr wagte als seine Mitstreiter. Doch seine versuchten Heldentaten wurden stets von dem neurotischen Zwang begleitet, dabei zu scheitern und sich damit selbst seine eingebilddete Minderwertigkeit zu beweisen. Es war geradezu tragisch, dass er sich durch eben diesen Zug in den Tod gestürzt hatte, doch auch diesen Ausgang hatte Lafort schon vermutet.

Doch eine solche Einheit brauchte auf jeden Fall Kanonenfutter, einen Wenigkönnner, der sich aber im Ernstfall für die anderen opfern würde und sie dadurch nur zu noch mehr Wut und Gewalttätigkeit anstacheln würde. Eine Taktik, die vor allem bei Barbara auf fruchtbaren Boden fallen musste. Als Einzige aus der Truppe hatte sie nie über die Umstände gesprochen, unter denen sie in die Fänge des Despoten geraten war. Dabei war schon ihre Mutation eine optische Entsprechung ihres Wesens: Die Netzhäute ihrer Augen waren mit einer reflektierenden Schicht bedeckt, wie sie Katzen und andere nachtaktive Säugetiere aufweisen. Damit suggerierte ihr Blick nicht nur eine unglaubliche Tiefe, er schien Abgründe aufzuzeigen, die jedoch durch Spiegel blockiert waren und keinerlei Einsichtnahme zuließen, während sie selbst auf ein Leben in Finsternis optimiert war und sich im Dunklen am wohlsten fühlte.

In diesem Sinne war es für Johnny sicher nicht verkehrt, etwas einfacher gestrickt zu sein, nicht allzu viel nachzudenken und sich im Zweifelsfall lieber einen großen Schluck aus der Pulle zu genehmigen, was er jetzt auch tat. Da er mit seinem begrenzten Horizont davon ausging, dass jeder so dachte wie er selbst, war er sich sicher, dass auch Matt durch eine kräftige Mundspülung wieder auf andere Gedanken kommen würde und er näherte sich seinem ehemaligen Kommandanten und Befreier, blieb allerdings in gehaltvollem Abstand stehen.

Der starre Blick, den Matt nicht von der spiegelnden Wasseroberfläche ließ, wirkte schon fast unheimlich. Außerdem ist sich doch jeder selbst der nächste, und nachdem Johnny schon die

herausragende Leistung erbracht hatte, die Schnapsflasche im Kofferraum zu finden, hatte er sich bestimmt auch den ersten Schluck redlich verdient. Vielleicht auch den Zweiten, dachte er, als er den Korken ploppend aus dem Hals zog und sich ordentlich den Rachen befeuchtete.

Matt betrachtete derweil sein Spiegelbild und war außer sich vor Rage. Was hatte er falsch gemacht? Hatte er Naina nicht alles gegeben, was er zu bieten hatte? Klar, er war bedeutend älter als sie, doch trotzdem hatte er ihre Verbindung für geradezu magisch gehalten, schon seit er sie zum ersten Mal gesehen hatte. Sie war es, die ihm zu spüren gegeben hatte, dass er seine Moral und Ehre nicht einfach über Bord werfen konnte, egal was der Gouverneur zahlte und ihm für Privilegien einräumte. Für sie war er durch die Hölle gegangen und vor allem hatte er, egal wie widerlich der Gouverneur auch war, seine Ehre als Gunslinger verletzen müssen.

Natürlich hatte er auch sein Leben für sie aufs Spiel gesetzt, doch trotzdem hatte er sie nie zu etwas gedrängt. Sogar die Eheschließung hätte er als platonischen Bund akzeptieren können, solange ein deutliches Zeichen gesetzt wurde, zu wem Naina nun gehörte, und dass sie ihm im Alter beistehen würde. Wie erstaunt und beseelt war er gewesen, als sie sich ihm in ihrer Hochzeitsnacht hingegeben hatte, und wie viel neue Lebenskraft das eheliche Liebesspiel ihm jedes Mal gab. Der Vollzug kam weder oft noch regelmäßig vor, aber um so mehr war er dann überwältigt von seiner Wucht und Energie – und nicht zuletzt hatte er geglaubt, dass diese Zusammenkünfte auch für sie eine solche Bedeutung gehabt hatten. Doch ganz offensichtlich hatte er sich täuschen lassen. Sie musste ihm das alles nur vorgespielt haben, und nun hatte sie auch noch für einen seiner größten Rivalen, quasi einer jüngeren Ausgabe von sich selbst, das alles weggeworfen und sogar noch seinen Tod billigend in Kauf genommen.

Und doch, der Blick in das verzerrte, wabernde Abbild seiner selbst in diesem kristallklaren Bergsee ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. War er vielleicht doch mitschuldig an diesem Dilemma? Hatte er ihr seine Liebe nicht deutlich oder oft genug

mitgeteilt, gezeigt oder bewiesen? Oder war er vielleicht nur ein alter Narr, der sich einbildete, so eine unglaubliche Frau befriedigen, geschweige denn halten zu können? War er auf seine alten Tage etwa zu weich geworden? Eine Wärme stieg in ihm auf, die schnell zu Hitze wurde; zu einem unbändigen Hass. Er verachtete den Mann, dessen Spiegelbild er da im Wasser sah, und seinen antrainierten Reflexen folgend, zog er blitzschnell seine Waffe und feuerte dreimal auf die amorphe Gestalt, die sich durch die entstehenden Spritzer und Wellen in der Oberfläche aufzulösen schien.

Johnny, der in Gedanken ganz bei seinem köstlichen Rachenputzer war, zuckte erschrocken zusammen, als die Schüsse wie Donnerschläge durch das Tal peitschten. Völlig verwirrt schaute er Matt an, der seinen Schülern in der Vergangenheit immer eingeschärft hatte, keine Munition zu verschwenden – allenfalls für Schießtraining.

»Willst du deine Kugeln nicht für die Hure aufheben?«, rief er spöttisch in Richtung Matt. Der verspürte daraufhin einen Stich in seinem Herzen, der eine weitere unwillkürliche Aktion auslöste: Er wirbelte herum und zerschoss die Flasche in Johnnys Hand, die in tausend Splitter zerbarst, während sich die kostbare Flüssigkeit im Schnee verteilte. Johnny betrachtete nach dem ersten Schreck den Flaschenhals, den er immer noch in seiner Faust hielt. Matt ließ seine Waffe in ihr Holster gleiten und marschierte den Hügel hinauf in Richtung des angrenzenden Waldes, ohne Johnny eines Blickes zu würdigen.

Aufgeschreckt durch die Schüsse kaum nun auch Duke angelaufen und musterte die beiden Streithähne unverständlich. Als Matt mit gesenktem Kopf an ihm vorbei schritt, fragte Duke ihn besorgt, ob alles okay sei – er bekam jedoch keine Antwort.

»Er hat den Verstand verloren!«, rief Johnny aufgebracht aus seiner entfernten Position. Während Duke Matt weiter hinterher starrte und versuchte, sich einen Reim auf die Sache zu machen, dachte Matt über Johnnys Worte nach. Er war längst außer Hörweite, als er etwas in seinen Bart murmelte: »Ja, wahrscheinlich.«

\* \* \*

Nachdem die Sonne hinter den Berggipfeln verschwunden war, herrschte Totenstille in dem kleinen Camp, das das »Brat Pack« mit Matts Hilfe in dem Tal errichtet hatte, das an seine Ranch angrenzte. Es war eine Ansammlung kleiner Holzhütten, von denen einige bereits im Hinblick auf zukünftige Neuzugänge, die man aus den Klauen des Gouverneurs entreißen wollte, errichtet worden waren. Während der Vollmond auf die kahlen Baumwipfel und den kleinen Flusslauf schien, der die natürliche Grenze der Siedlung darstellte, wurde die Nachtruhe durch das Brummen eines schweren Dieselmotors erschüttert. Es gehörte zu einem antiken Opel Blitz, einem ehemaligen Feuerwehrfahrzeug, das inzwischen eher der Brandstiftung diente: In Schneetarnmuster bemalt diente es als Truppentransporter für die Elitekämpfer von Marschall Clarke.

In gebührendem Abstand zu den ersten Behausungen quietschten die alten Bremsen des Wagens, die Hecktür öffnete sich und ein Trupp schwer bewaffneter Soldaten sprang heraus, gefolgt von dem Marschall, dessen silberner Colt ihm Mondlicht glänzte. »Verteilt euch!«, befahl er seinen Männern. Dann weiteten sich seine Nasenlöcher, er nahm die Atmosphäre dieses feindlichen Gebietes auf und kam zu dem Schluss, dass etwas nicht stimmte. Der Ort wirkte viel zu verlassen dafür, dass hier nach seinen Informationen mindestens vier Menschen leben sollten. Und doch war er sich sicher, dass er nicht menschenleer war.

»Vorsicht, es könnte eine Falle sein!«, raunzte er seinen Männern hinterher, die bereits im Begriff waren, auf leisen Sohlen auszuschwärmen.

In die Schatten eines Werkzeugschuppens gepresst beobachtete Barbara das Vorrücken ihrer Gegner. Die Verhältnisse waren für sie perfekt, denn das Mondlicht verschaffte ihren besonders beschaffenen Augen ideale Sichtverhältnisse. Sie hatte den Sonnenuntergang betrachtet, während sie an Virgils Grab gesessen hatte – und konnte sich auch bei Einbruch der Nacht nicht von seiner Seite losreißen. So hatte sie die Neuankömmlinge schon aus kilometerweiter Entfernung wahrgenommen; für ein leises Vorgehen waren sie offensichtlich zu arrogant.

Damit war ihr Ansatz genau konträr zu ihrem eigenen, denn sie hatte nicht einmal ihre Pistole mitgenommen – die Machete würde reichen und war als lautlose Waffe zudem ideal.

Inzwischen hatte sie auch schon ihr erstes Opfer ausgemacht. Es war wirklich nett von diesen Leuten, sich aufzuteilen und damit ihrer Guerillataktik in die Hände zu spielen. Sie schlich um eine Ecke und drückte sich in die Schatten des angrenzenden Hauses, auf das ein hochgewachsener Soldat mit einer Schrotflinte im Anschlag zuschlich. Der Mann stierte mit verkniffenen Augen in die Nacht, doch die dicken Flocken des lautlos fallenden Schnees machten es um so schwerer, etwas zu erkennen. So war das erste, was er von dem folgenden Angriff mitbekam ein merkwürdiges, taub-warmes Gefühl in seinem Bauchbereich. Entgeistert schaute er nach unten und sah die letzten Zentimeter einer Klinge aus seinem Körper ragen. Sein Blick folgte der Hand am Griff der Waffe, der zugehörige Arm verlor sich in den finsternen Schatten ... und doch sah er etwas: zwei in der Schwärze der Nacht unmenschlich leuchtende, graue Augen. Er wusste, dass er weder die Zeit noch die Kraft haben würde, um nach Hilfe zu schreien, und doch schnappte sein Mund reflexhaft auf, wie bei einem Fisch, der auf dem Trockenen lag. Mit einer schwungvollen, eleganten Bewegung wirbelte Barbara an seine Seite und drückte ihre freie Hand auf den Mund ihres Opfers, gerade rechtzeitig um noch zu spüren, wie seine Lebensgeister ihn verließen.

Sie zog den leblosen Körper in die Schatten und bemerkte erst in diesem Moment, dass sie bei ihrem tödlichen Stoß die Armstütze seiner Schrotflinte durchschlagen hatte. Obwohl sie ein klein wenig stolz auf ihre inzwischen beeindruckende Kraft war, rügte sie sich doch in Gedanken – der Todesstoß musste ohne Widerstand von Knochen oder Ausrüstung erfolgen und das war ihr eindeutig nicht gelungen. Sie musste noch besser werden.

Ein Geräusch ließ sie aus ihrer versteckten Position aufhören – was war das für ein absonderliches Klingeln? Barbara konnte es kaum glauben, aber einer ihrer Gegner besaß offensichtlich die Dreistigkeit, Schellen an seinen Stiefeln zu tragen!

Wie zuvorkommend, es wurde ihr heute Nacht wirklich leicht gemacht.

Lautlos wechselte sie ihre Position und machte auch schon bald den Stiefelträger aus. Er trug nicht einmal einen Helm, so dass er eine höhere Position in der Truppe innehaben musste – um so besser. Matt hatte ihnen oft gepredigt, der schnellste Weg zum Erfolg ist, der Schlange den Kopf abzuschlagen. Also glitt sie mit tänzelnden Bewegungen an den Trottel heran, bei dem es sich um niemand anderen als Frank Holden handelte, den Assistenten von Sheriff Jack. Völlig nichtsahnend und genervt von dem nächtlichen Einsatz in einem verlassenen Bergdorf am Arsch der Welt drehte der junge Mann seine Runde, während Barbara nur Zentimeter von seinem Kopf entfernt ihre Machete in den Himmel hob.

Verwunderung überzog ihr Gesicht, als sie im Moment des Zuschlagens bemerkte, dass ihr Arm ihr nicht gehorchte: Innerhalb von einem Sekundenbruchteil war sie von einem ledernen Handschuh gepackt worden und wirbelte nun durch die Luft. Als sie auf den Rücken krachte, hatte sie kaum Zeit, Schmerzen zu empfinden, weil ein Paket aus hundertzwanzig Kilo Männlichkeit auf sie niederkrachte. Das letzte, was sie sah, war das Gesicht eines sehr schwarzen Mannes, dessen im Kontrast leuchtend weiße Zähne zu einer fruchteinflößenden Grimasse beitrugen. Dann ging auch schon der Griff einer Pistole mit großer Wucht auf Barbaras Schädel nieder und sie verlor sofort das Bewusstsein.

Grunzend erhob sich der Marschall und starrte den Idioten Frank an, der gerade erst zu realisieren begann, was gerade passiert war – noch nicht einmal bei der Erkenntnis angekommen, was um ein Haar passiert wäre. Nicht, dass der Marschall an diesem in letzter Sekunde vereitelten Personalverlust ganz unschuldig gewesen wäre. Er hasste den Gouverneur dafür, dass er ihm diesen Trottel in sein Team gesteckt hatte, weil er bei Sheriff Jack zu wenig lernte. Aber es ging gar nicht darum, dass Jack zu wenig lehrte, sondern dass die Saat auf völlig unfruchtbaren Boden fiel. Marschall Clarke war sich sicher, dass Jack seinen Schüler auf die Geräusche hingewiesen hatte, die die Ver-

zierungen an seinen Stiefeln machten. Doch der Marschall war ja nicht auf den Kopf gefallen, er nutzte jeden Sachverhalt zu seinem taktischen Vorteil und so hatte Frank eben einen unfreiwilligen Lockvogel abgeben müssen. Trotzdem war seine Aufmerksamkeit absolut unzureichend.

»Was macht du? Der Wind kommt von Osten!«, herrschte der Marschall ihn an. Frank war inzwischen ganz weiß im Gesicht. »Wollen Sie etwa damit sagen, ich hätte sie riechen können?«, stammelte er. Der Marschall starrte ihn mit wilden Augen an, die nichts als pure Verachtung ausstrahlten und zischte: »Wenn ich sie nicht gerochen hätte, wärst du jetzt tot!«

\* \* \*

In Liberty City war inzwischen die Zeit für ein spätes Abendessen gekommen. Clayton schritt durch den Gesellschaftsraum des größten Hotels am Ort. Der Gedanke hinter der Wahl dieser Unterkunft war, sich in einer großen Menschenmasse am besten verstecken zu können. Um nicht jedem sofort als Gunslinger aufzufallen, hatte er seine Ausrüstung versteckt und sogar seinen charakteristischen schwarzen Stetson, von dem ihn eigentlich kaum etwas im Leben trennen konnte, abgelegt. Im Zweifelsfall wäre die Walther PPK in seinem Schuh alles was er brauchte, um zu überleben.

Er passierte eine kleine Bühne, auf der ein Trio die klassischen Weisen der Schneewüsten vortrug. Zu seinem Missfallen musste er nach wenigen Noten feststellen, dass es sich um ein Stück mit dem Namen »Sinner Man« handelte – es ging um einen Sünder, der sich auf der Flucht befand. Was für ein dämlicher Zufall!

Am Ende des Saales erspähte er Naina, die wie verabredet auf ihn wartete. Als er seinen Stuhl heranzog und sie zu ihm aufschaute, leuchteten ihre Augen freudig auf. Clayton hatte jedoch nur einen Blick für den dampfenden Teller, der an seinem Platz stand.

»Ich hoffe, es macht dir nichts aus ... ich habe schon mal bestellt«, sagte Naina erklärend. Na super. Es gab kaum etwas, das

Clayton mehr hasste, als wenn andere Menschen Entscheidungen für ihn trafen. Selbst, wenn es nur um sein Abendessen ging – er hatte für seine Freiheit hart gekämpft. Zwar war er sich nicht mal sicher, ob dieser Schuppen heute Abend mehr als ein Gericht anbot, denn Naina schien dasselbe auf ihrem Teller zu haben. Trotzdem, es ging einfach ums Prinzip. Er konnte es nicht zulassen, dass irgendjemand Einfluss auf sein Leben nahm, und das hatte sie schon über Gebühr getan. Er musste sie dringend loswerden.

Doch Naina ahnte nichts von diesen düsteren Gedanken. Nachdem Clayton mürrisch ein paar Bissen von seinem Essen genommen hatte, sah sie ihn erwartungsvoll an.

»Und, Wo fahren wir morgen hin?«, fragte sie ganz unschuldig voller Aufregung angesichts der vielen Möglichkeiten, die ihr neues Leben mit Clayton zu bieten schien. Und genau dieser Gedanke war es, der Clayton den Bissen im Hals stecken ließ. Er ließ seine Gabel fallen, erhob sich wortlos und ließ die nichtsahnende Naina verständnislos und verletzt sitzen.



Kapitel 12

# Ways Of Honor



Eine Frage der Ehre

Ein eisiger Wind peitschte durch die verlassenen Straßen von Liberty City. In der Dunkelheit wagte sich niemand auf die Straße, denn selbst in der Heimstatt des Gouverneurs war Elektrizität ein Luxus, den sich nur die erfolgreichsten Geschäftsleute leisten konnten. Wer nachts Licht brauchte, setzte entweder auf ein wärmendes Kaminfeuer, oder wenn es wirklich nur um Beleuchtung ging, auf die sogenannten Chemofackeln. Sie waren in den vergangenen Jahrzehnten aus pyrotechnischen Effektmitteln weiter entwickelt worden und brannten stundenlang ab, bei minimaler Rauchentwicklung und maximaler Lichtausbeute.

Doch da der Großteil der Bevölkerung in Armut lebte, war ihr Einsatz besonderen Situationen wie Feierlichkeiten vorbehalten und nur die Privilegierten konnten sie regelmäßig einsetzen. Dazu gehörten natürlich auch die Gäste des Liberty Grand Hotels, und so stand Clayton in das unheimliche, rot-orangene Licht getaucht auf dem Balkon seines Zimmers und beobachtete die tanzenden Schatten unten auf der Straße. Er hing seinen düsteren Gedanken nach, als er das Knarren der Zimmertür und das Quietschen der Dielen bemerkte.

Jetzt wurde es also ernst: Naina näherte sich. Er wollte sie so schnell wie möglich loswerden und hatte bereits sämtliche Arrangements dafür getroffen. Als er hörte, wie sie in der Balkontür stehen blieb und einatmete, um etwas zu sagen, schnitt er ihr das Wort ab, ohne sie auch nur anzusehen: »Dein Bus geht morgen früh«, sagte er vollkommen emotionslos, woraufhin Nainas Gesichtszüge entgleisten.

»Aber ich will bei dir bleiben!«, rief sie völlig fassungslos und machte einen Schritt auf Clayton zu. »Das würde nicht funktionieren«, knurrte er abweisend. Naina verstand gar nichts mehr. Obwohl sie sich in diesem Moment so stark zu ihm hingezogen fühlte, spürte sie förmlich einen Schutzschild aus Ablehnung, den er um sich herum aufbaute, und sie blieb stehen. »Wieso nicht?«, fragte sie anklagend, enttäuscht darüber, so kalt behandelt zu werden.

Clayton atmete tief durch. Die Sache fiel ihm doch weitaus schwerer, als er erwartet hatte. »Weil mir klar geworden ist, wie

die Dinge wirklich stehen«, antwortete nach einer kurzen Denkpause sehr kryptisch, ein Ausdruck seiner Unsicherheit. »Und wie stehen sie?«, bohrte Naina nach. Wieder zögerte Clayton. »Ich bin ein Gunfighter. Jeder, der mir was bedeutet, stirbt«, sagte er, diesmal mit voller Überzeugung. Doch Naina widersprach trotzdem: »Das ist Quatsch!«, platzte es aus ihr heraus, »Du kannst doch aussteigen!«

Nun drehte Clayton zum ersten Mal den Kopf in ihre Richtung. »So wie Matt?«, fauchte er sie an und Naina musste zugeben, dass dieses Argument schmerzlich traf. Aber es musste doch eine Lösung geben!

»Wir gehen wohin, wo dich niemand kennt!«, schlug sie nach kurzer Denkpause vor, aber Clayton grunzte nur verächtlich und wandte sich nun gänzlich von ihr ab. Doch in Nainas Augen flackerte nun ein wütendes Leuchten auf. So konnte er sie nicht behandeln! Sie machte einen großen Schritt auf ihn zu und packte ihn an der Schulter. »Du lebst dieses Leben, weil du es so willst!«, schrie sie ohne jegliche Rücksicht auf andere Gäste oder die Anwohner hinter den dunklen Fenstern gegenüber.

»Du hast nur Angst davor, jemanden an dich heran zu lassen!«, brachte Naina Claytons Dilemma nun auf den Punkt und traf damit voll ins Schwarze. Noch schlug er Nainas Hand weg, doch dann entfalteten ihre Worte die volle Wirkung und er spürte, wie sein Kampfgeist dahinschwand. Sein erster Impuls war zu fliehen und das Zimmer zu verlassen, doch nach dem ersten Schritt auf die Balkontür zu bremste ihn sein Credo des Kriegers. Er musste diese Sache jetzt durchstehen, auch wenn er sich dabei auf komplett unbekanntem Terrain befand – er musste einen Teil seines Inneren preisgeben. Wie sollte ihm das gelingen?

Kraftlos ließ er sich auf einen Metallkasten nieder, der in einer anderen Welt wohl einmal zu einer Klimaanlage gehört hatte, nun aber eher als Abstellfläche oder eben Sitzgelegenheit diente. Er atmete tief durch, setzte an, etwas zu sagen – doch wurde ihm direkt klar, dass es falsch war. Es half alles nichts. Er würde sich nur erklären können, indem er ihr seine Vergangenheit erklärte. Indem er ihr erklärte, was ihn zu dem Mann

gemacht hatte, der er heute war. Doch das hatte er noch nie getan, nie mit jemandem darüber gesprochen – es war einfach mit zu vielen Schmerzen verbunden. Doch jetzt hieß es alles oder nichts, er musste sich diesen Schmerzen stellen.

Seine Gedanken schweiften ab in die Zeit, als er noch ein kleiner Junge war. Er schloss die Augen, zwang den schützenden Teil seines Bewusstseins beiseite und begann, einfach zu beschreiben, was er vor seinem geistigen Auge sah.

»Weißt du ... mein Vater hatte kein Geld«, begann er, als er sich die ärmliche, abgelegene Behausung vorstellte, in der sich seine Eltern damals zurückgezogen hatten, um zusammensein zu können.

»Die Eltern meiner Mutter waren reich, aber sie waren gegen die Verbindung«, erklärte er. »Deswegen wollten sie meinem Vater kein Geld geben, auch wenn das, was er hatte, zum Leben nicht reichte.« Während Naina gebannt zuhörte, wurde Claytons Stimme nun brüchiger. »Meine Mutter hat Gift genommen, um ihren Eltern Angst zu machen ... Sie wollte sich nicht umbringen, aber sie ist daran gestorben.«

Clayton atmete flach, er musste die aufwallenden Gefühle im Zaum halten, um die Geschichte überhaupt beenden zu können. Naina spürte seinen Schmerz, denn sie kannte ihn selbst nur all zu gut – auch wenn ihre Mutter vielleicht sogar noch lebte, irgendwo im Land ihrer Ahnen. Clayton atmete tief durch und fuhr fort: »Mein Vater ging fort ... ich blieb bei meinen Großeltern, die an der ganzen Misere Schuld waren, bis er zurück kam. Ich dachte, er würde mich holen kommen, doch in Wahrheit wollte er nur Rache nehmen.«

Clayton schluckte. Er hatte schon viele Tote gesehen, hatte viele Menschen sterben sehen, nicht selten durch seine eigene Hand. Aber damals hatte es alles seinen Anfang genommen; war sein Weg bestimmt worden. »Als das Schießen aufgehört hat, war ich als einziger noch am Leben«, sagte er mit Verbitterung. »Also nahm ich mir all die Waffen und Munition von ihren toten Körpern und rannte so weit weg, wie ich konnte.«

Das war es, er hatte es ausgesprochen. Das war die Narbe auf seiner Seele, die vielleicht nie verheilen würde. Naina fand die

Geschichte tragisch, doch gleichzeitig wusste sie, dass kaum jemand in dieser Welt aufwachsen konnte, ohne existenzielle Traumata zu erleben. Die Frage war nur, wie konnte sie dieses Leid nun mit ihm teilen, wie konnte sie es lindern?

»Aber das ist die Vergangenheit!«, rief sie schließlich aus und begann, zu ihm hinüber zu laufen. »Wir sind heute, jetzt und hier, zusammen«, argumentierte sie, doch Clayton starrte mit schmerzverzerrtem Gesicht auf den Boden.

»Sieh mich an!«, herrschte Naina und packte ihn wieder bei der Schulter. Die plötzliche, forschende Berührung ließ seine Wut explodieren und er sprang auf – nur einen Sekundenbruchteil davon entfernt, ihr ins Gesicht zu schlagen. Doch der Glanz in ihren feuchten Augen war die stärkere Waffe. Er fühlte sich, als hätte ihm jemand in den Magen geboxt.

»Liebst du mich?«, fragte Naina atemlos. Clayton fühlte sich überrumpelt, doch was konnte er tun. Er hatte schon etwas geahnt, als er Naina zum ersten Mal in dieser heißen Quelle gesehen hatte, und dieses Gefühl, das immer stärker wurde, ließ sich auch mit aller Gewalt nicht loswerden. Dies war vielleicht der erste Kampf in seinem Leben, den er nicht gewinnen konnte. Und nun wurde ihm klar, dass er ihn auch nicht gewinnen wollte, er musste nur diesem unbekanntem Drängen nachgeben.

»Ja!«, stieß er schließlich hervor und er sah, wie Naina von einer Welle von Glücksgefühlen überspült wurde. »Dann lasse ich nicht zu, dass du unsere einzige Chance ruinierst!«, rief sie voller Inbrunst und fiel ihm dann um den Hals. Clayton brauchte einen Moment, bis er ihre Umarmung erwidern konnte, doch dann wollte er sie gar nicht mehr loslassen.

\* \* \*

Als die Sonne am nächsten Morgen langsam begann, den dichten Bodennebel wegzubrennen, war Clayton immer noch in für ihn völlig unbekanntem Gedankengängen verhasen. Wie benommen wankte er durch die Straßen Libertys und dachte an die Ereignisse der vergangenen Nacht. Aber vielleicht hatte Naina recht: Die Vergangenheit hieß so, weil sie vorbei war. In

ihr zu verweilen brachte keinen Vorteil, vielleicht war es sogar gefährlich. Deswegen war er auch inzwischen Meister darin, seine Vergangenheit zu verdrängen und sie weit von sich wegzuschieben, sonst hätte er vermutlich nie so lange überlebt. Denn in seinem Metier konnte schon ein Sekundenbruchteil der Ablenkung das Ende bedeuten, und genau dieser Gedanke alarmierte ihn.

Naina hatte recht, sie lebten nur in diesem Moment, und das war auch immer Claytons Credo gewesen, das ihm im Kampf sicherlich das eine oder andere Mal einen Hauch des Vorteils gegenüber seinen Gegnern verschafft hatte. Doch jetzt kreisten seine Gedanken nur um Naina und um das, was sein könnte – also um die Zukunft. Und genau deswegen war er in diesem Moment unterwegs: Er brauchte das Geld des Gouverneurs, das Kopfgeld für den tragischen Tod von Matt, um mit Naina ein neues Leben anfangen zu können. Doch war es nicht ebenso gefährlich, an die Zukunft zu denken, wie an die Vergangenheit? Dann wäre es sehr gefährlich.

Als er in Sichtweite des Regierungssitzes kam, begriff er, dass diese Theorie schon sehr bald in der Praxis erprobt werden würde. Denn auf dem Vorplatz, der wie immer von zahlreichen Soldaten bewacht wurde, öffneten sich gerade die Türen eines weißen Transportfahrzeuges, aus dem Marschall Clarke und Frank Holden auftauchten – und eine gefesselte und halb bewusstlose Barbara mit sich zerrten.

Das gefiel Clayton nicht. Es war zwar in seinem Sinne, dass der Gouverneur sich davon überzeugt hatte, dass Saberneck tot und das Kopfgeld damit fällig war – aber dass auch noch Sabernecks junge Mitstreiter in die Sache hineingezogen wurden, passte ihm keineswegs. Als er noch überlegte, sich lieber unerkannt aus dem Staub zu machen, entdeckte ihn der Marschall leider. Barbara fiel fast zu Boden, als Clarke aufgeschreckt herumwirbelte und wie ein kleines Kind auf Clayton zeigte. »Da! Da ist er!«, brüllte er – und erregte damit natürlich sofort die Aufmerksamkeit des Gouverneurs, der die Rückkehr seines Spähtrupps von einem Balkon aus beobachtete.

»Schnappt ihn!«, brüllte der Despot und Clayton wusste, dass nun nicht die richtige Zeit war sich zu fragen, was eigentlich schiefgelaufen war. »Feuer frei!«, brüllte einer der Offiziere und schon ging ein Kugelhagel in Claytons Richtung nieder. Zum Glück war er noch etwa hundert Meter entfernt gewesen, was es für die kruden Schnellfeuerwaffen schwer machte, ihn zu treffen. Er sprintete so schnell, dass seine Füße trugen davon, doch erwartungsgemäß war das Regierungsviertel voll von bewaffneten Schergen des Gouverneurs, und so spritzte schon bald der Putz aus einer Wand neben Clayton, als ein Kerl mit einer Schrotflinte auf die Straße gestürzt kam. Clayton stoppte und schoss ihn nieder, doch dieser kurze Aufenthalt führte dazu, dass von allen Seiten Gegner zu ihm aufschlossen. Er hechtete hinter einer gemauerten Treppe in Deckung und erledigte noch zwei oder drei von den weißgewandeten Übeltätern, doch es war klar, dass er dieses Spiel nicht lange durchhalten konnte. Spätestens, wenn ihm die Munition ausging, war er erledigt. Soviel zu seiner Zukunft, dachte er sich und stieß einen Fluch aus.

Doch wieder einmal konnte er sich auf sein Glück verlassen, auch wenn seine vorläufige Rettung noch einmal ganz andere Komplikationen mit sich brachte – denn mit lautem Knattern fuhr plötzlich ein Motorradgespann in die Parade des Gouverneurs. Clayton konnte es kaum glauben, als er sah, wie Matt aus dem Beiwagen sprang und mit gezielten Schüssen ein paar der gegnerischen Soldaten umlegte.

»Konzentriert das Feuer auf Saberneck!«, brüllte der Gouverneur von seinem Balkon – klar, denn Matt war immer noch sein Hauptproblem.

»Jetzt wird er wohl nicht mehr bezahlen«, murmelte Clayton zu sich selbst, auch wenn er zugeben musste, dass sein erster Gedanke bei Matts Anblick nicht dem Geld gegolten hatte, sondern der Frage, was das nun für ihn und Naina bedeutete.

Die Schießerei trat in eine neue Phase ein, da es nun insgesamt drei neue Schützen gab: Auch Duke und Johnny taten ihr Bestes, um sich der unerwartet zahlreichen Präsenz der Regierungstruppen zu erwehren.

»Gib ihm Feuerschutz!«, instruierte Matt seine Schüler, die offensichtlich vom sehr hohen Druck dieser Situation überfordert waren. Kopflos spurteten beide los und rannten direkt in die Schusslinie von einem der Elitesoldaten des Marschalls, den Matt gerade noch so in letzter Sekunde durch ein gewagtes Manöver hinstrecken konnte.

»Deckung, Jungs!«, mahnte der Alte erneut, woraufhin Duke und Johnny aufgeregt hinter einer hüfthohen Mauer Schutz suchten.

»Was machst du denn, ich dachte du gibst mir Feuerschutz!«, schrie Duke Johnny an, der neben ihm kauerte – in vollem Bewusstsein, dass sie gerade hätten sterben können. »Mann, ich dachte, du gibst mir Feuerschutz!«, schimpfte Johnny ebenso außer Atem zurück. Da spritzten um sie herum auch schon wieder Splitter aus den Backsteinmauern heraus, von denen sie umgeben waren.

Das ehemalige Industriegebiet, das an den Regierungspalast des Gouverneurs angrenzte, war verwinkelt und unübersichtlich. In jeder Ecke konnte der Tod lauern. Doch aufgrund ihres Trainings konnten die beiden Männer aus den Einschlägen um sie herum intuitiv ableiten, aus welcher Richtung die Angreifer schossen. Unter Sperrfeuer von Matt sprangen sie wieder hinter der Mauer vor und feuerten, was ihre Magazine hergaben.

Die Schüsse hallten durch die leeren Straßen des immer noch verschlafenen Liberty City und auch Naina nahm die bedrohliche Geräuschkulisse in ihrem Hotelzimmer wahr, das einige Blocks entfernt lag. Sie ging zum Fenster und sah, wie eine Mannschaft von Regierungstruppen schwer bewaffnet durch die Straße lief, in Richtung der Kampfgeräusche. Naina wirbelte erschrocken herum, als eine Hand sie unsanft an der Schulter packte – es war Clayton! »Wir müssen weg!«, rief er atemlos, doch Naina wollte erst Antworten haben: »Was ist denn da draußen los?«

Damit erwischte sie Clayton auf dem falschen Fuß. »Die kämpfen gegen Matt ...«, platzte es aus ihm heraus, bevor er bemerkte, dass er einen Fehler gemacht hatte. Auf dem Rückweg ins Hotel hatte er sich schon große Sorgen um Naina ge-

macht und beschlossen, dass er um jeden Preis mit ihr zusammen bleiben wollte. Sie jetzt mit der Tatsache zu konfrontieren, dass Matt noch lebte, war viel zu gefährlich. Und die Aufregung in ihren Augen, als er seinen Namen gesagt hatte, bestätigte seine Vermutung. Zum Glück schaffte er es gerade noch so, das Ruder heranzureißen; nach einem kurzen Räuspern berichtete er sich stammelnd: »Die kämpfen gegen Matt's Jungs ... die sind hier und ... sie sind hinter uns her, deswegen müssen wir los!«

Er wandte sich schon zum Gehen ab, bemerkte aber nach wenigen Schritten, dass Naina nicht hinter ihm war. Verdutzt drehte er sich um und stellte fest, dass sie dabei war, irgendwelche Habseligkeiten in ihre Tasche zu stopfen. War das zu fassen? Er machte einen Satz auf sie zu und packte sie wieder am Arm, diesmal etwas fester als zuvor und schrie sie an: »Jetzt sofort!!!«

Wenige Minuten später liefen sie an die Wände gedrückt durch die schmalen Gassen in der Nähe des Hotels. Als Vorsichtsmaßnahme hatte Clayton seine Maschine etwas entfernt und an einer schwer zugänglichen Stelle geparkt, denn es bestand durchaus die Möglichkeit, dass jemand das Gefährt erkannte. Den lauter werdenden Schüssen zufolge führte ihr Weg sie wieder näher an die Kampfhandlungen heran. Wie nah, das wurde Clayton bewusst, als einer der weiß gekleideten Gebirgsoldaten des Gouverneurs aus einer Querstraße vor ihnen gestolpert kam und zu Boden ging. Er hatte eine stark blutende Schusswunde am Oberkörper und starb vor ihren Augen.

Clayton gebot Naina mit einer Geste, stehenzubleiben. »Warte hier, ich hole das Motorrad!« Missmutig presste Naina ihre Tasche an sich – der Gedanke, hier untätig herumstehen zu müssen, passte ihr gar nicht. Dabei machte sie sich nicht nur Sorgen um ihr eigenes Wohlergehen, sie dachte auch an Duke und Johnny. Selbst wenn sie hinter ihnen her waren, so war es doch alles im Endeffekt Nainas Schuld, und sie fürchtete, dass Matts Schüler bei all ihrem guten Training keine Chance gegen eine solche Übermacht haben würden. Die Geräuschkulisse war jedenfalls hochgradig furchteinflößend.

Ein wesentlich unwichtigerer, aber dennoch nicht zu ignorierender Faktor war, dass sie nun neben einem riesigen Haufen Müll stand, der nicht nur zum Himmel stank, sondern ihr regelrecht den Atem abschnürte und einen Würgereiz auslöste. Hier konnte sie nicht bleiben.

Clayton näherte sich langsam dem Versteck seiner Maschine, doch als er vorsichtig um die Ecke einer Unterführung lugte, in deren Schatten er gut getarnt war, hielt er erschrocken inne. Nicht einmal zwanzig Meter von ihm entfernt sah er Matt, Duke und Johnny, die in einem weitläufigen Verladehof die Nachzügler des Gouverneurs unter Kontrolle zu halten versuchten. Sie waren voll und ganz auf das Geschehen vor ihnen konzentriert und hatten Clayton noch nicht wahrgenommen. Damit steckte er nun in einer üblen Zwickmühle. Die gestrige Nacht hatte ihm ein Geschenk beschert, dass er nie in seinem Leben gekannt hatte: Hoffnung. Naina liebte ihn, und er liebte sie, und mit dieser Kraft, aus der sie beide gemeinsam schöpften, konnte es ihnen gelingen, diese verhasste, aussichtslose Welt hinter sich zu lassen. Doch das größte Hindernis, welches hier buchstäblich im Weg stand, war Matt. Naina hätte ihn trotz aller sexuellen Neugier niemals verlassen, wenn es nicht zu dem verhängnisvollen Handgemenge gekommen wäre. Würde sie noch genug Liebe für Clayton übrig haben, wenn nun doch ein Teil davon in Richtung Matt zurückfloss? Wie groß würde dieser Teil sein?

Clayton legte auf Matt an, der gerade hinter einer Deckung kauerte und nachlud. Es war ein absolut sicherer Treffer, und Clayton selbst war mit seiner schwarzen Kleidung im Schatten der Unterführung so gut wie nicht wahrnehmbar, schon gar nicht im Kontrast zum gleißenden Licht der Morgensonne draußen, die immer noch vereinzelt Felder von Bodennebel und Dunst aufleuchten ließ und damit für schlechte Sicht sorgte.

Plötzlich zuckte Clayton zusammen, als seine Sinne ihm mitteilten, dass sich jemand näherte – es war Naina, die mit großen Augen an ihn heranschlich. Noch ein paar Meter, und sie würde selbst um die Ecke sehen können!

»Zurück! Es ist gefährlich hier!«, zischte Clayton sie an und schubste sie mit großer Wucht nach hinten – sie stolperte und

landete mit einem großen Satz direkt in einem der widerlichen, großen Müllhaufen. »Clayton!«, begann sie ihren Protest, doch dann bemerkte sie, dass ihr eine ominöse Flüssigkeit ins Gesicht gespritzt war und sie schloss den Mund sofort ganz fest, bevor sie noch etwas davon schluckte.

Claytons wusste, dass er nun keine Zeit mehr hatte – er musste sofort handeln. Sein Finger krümmte sich um den Abzug, doch etwas ließ ihn zögern: sein Gewissen, sein Ehrgefühl als Gunslinger.

Konnte er wirklich eiskalt einen Mann ermorden, der ihm eigentlich nichts getan hatte? Eigentlich war das unmöglich, es sprach gegen alle seine Prinzipien. Doch in diesem Moment der Entscheidung erklang Nainas Stimme wieder. »Clayton, werden wir es schaffen?« Er wusste nicht, wie sie auf diese Frage kam, aber sie traf genau ins Schwarze. Würden Sie es schaffen? Ihre Chancen standen sowieso schon nicht gut. Wenn Matt sie weiter verfolgen würde, fielen sie ins Bodenlose. Und das brachte ihn auf den Gedanken: Was würde Matt mit ihr machen, wenn er sie in die Finger bekam? Diese unwillkommenen Bilder im Kopf waren schließlich das Zünglein an der Waage, sie gaben den Ausschlag für eine der schwersten Entscheidungen in seinem ganzen Leben: Er drückte ab.

Matt wusste nicht, wie ihm geschah. Eben war er noch darauf konzentriert gewesen, das Magazin seiner Waffe zu füllen, hatte es einschnappen lassen und einen der Schergen des Gouverneurs ins Visier genommen – einen der letzten Männer, die ihnen noch im Wege standen. Vielleicht sogar den letzten. Und dann würden sie die Suche nach Clayton und Naina wieder aufnehmen können. Doch all das war jetzt unwichtig. Er spürte einen gleißenden Schmerz in der Brust, doch es war kein Schmerz wie er ihn sonst kannte. Es war ein kurzes Aufflammen gewesen, wie ein höllisches Brennen, doch direkt darauf hatte sich ein merkwürdiges Gefühl durch seinen ganzen Körper ausgebreitet. Innerhalb eines Wimpernschlages wurde er von einer Taubheit übermannt, die aber gleichzeitig etwas Ätherisches hatte, etwas Leichtes, Leuchtendes.

Er brauchte nicht an sich herunterzuschauen, um zu wissen, dass er ein klaffendes Loch in der Brust hatte. Er konnte es auch gar nicht, denn seine Muskeln gehorchten ihm nicht mehr. Er kippte vornüber, und auch wenn es die Wucht der Kugel war, die ihn durchstoßen hatte und ihn nun nach vorne riss, kam es ihm vor, wie ein ganz langsames Fallen, ja geradezu so, als würde er zu Boden schweben. Er hatte nie Angst vor dem Tod gehabt, in seiner Philosophie verglich er es mit einem Blütenblatt, das von seinem Ast segelte. Es war unvermeidlich, es war auch nicht schlimm, es war notwendig für den Anfang von etwas Neuem. Trotzdem hatte er oft über den Tod nachgedacht und ihn sich in unzähligen Varianten vorgestellt. Nun war er doch überrascht, wie banal das Sterben eigentlich war. Er wusste, dass er nichts mehr tun konnte, außer vielleicht noch ein paar wenige letzte Gedanken zu fassen. Er spürte gar nicht, als er ungebremst mit dem Gesicht auf den Boden klatschte. Das Blütenblatt war gelandet. Und seine Gedanken waren bei Naina – was für ein süßer Nektar ihre Liebe gewesen war und was er für ein Glück gehabt hatte, diesen Kosten zu dürfen.

Duke und Johnny bemerkten noch nichts vom Ableben ihres Mentors, der ihnen in den letzten Sekunden seines Lebens noch ein großes Geschenk gemacht hatte: Mit seinem letzten Schuss, den er vielleicht genau in dem Moment, als er selbst tödlich getroffen wurde, abgegeben hatte, war der letzte Gegner gefallen. Sicherlich würden die Truppen des Gouverneurs schon bald Nachschub organisieren, doch für den Moment gab es ein kleines Zeitfenster, in dem sie fliehen konnten.

Erleichtert und begeistert sprang Duke aus seiner Deckung. »Du hast ihn erwischt!«, rief er, ohne den Blick von dem gegenüberliegenden Gebäude zu lassen und sicher zu gehen, dass sich nicht doch noch ein Heckenschütze irgendwo verbarg. Auch Johnny richtete sich nun auf und betrachtete grinsend das von Kugeln durchsiebte Schlachtfeld, das sie hinterlassen hatten. Doch irgendetwas stimmte nicht. Natürlich war die Stille ungewohnt nach dem Dauerfeuer der letzten Minuten, doch es war eindeutig zu ruhig.

»Matt?«, sagte Johnny eher vor sich hin, als sich ein Gedanke in seinem Kopf formte, der schnell zu einer alarmierenden Panik mutierte. »Matt?«, entfuhr es ihm, als er herumwirbelte, und auch Duke folgte nun seinem Blick: Der Alte lag langgestreckt und bewegungslos auf dem eiskalten Asphalt. »Matthew!«, kreischte Johnny mit sich überschlagender Stimme, als er an die Seite des Gefallenen eilte. Auch Duke war das Entsetzen ins Gesicht geschrieben, doch er konterte seine Panik, in dem er im Kopf alles durchging, was er über Schussverletzungen wusste. Doch als er sich an Matts Seite hinkniete, wurde ihm sofort klar, dass dieses Wissen hier nichts mehr nützen würde. Von Trauer erfüllt schüttelte er langsam den Kopf, als Johnny ihn mit schreckgeweiteten Augen ansah, in denen sich bereits die Tränen sammelten. Er kämpfte darum, seine vermeintlich notwendige Männlichkeit zu bewahren und schüttelte den Kopf.

»Was ... was machen wir denn jetzt?«, stammelte er und hoffte inniglich, dass Duke irgendeine Art von Weisheit zu bieten haben würde, um diese himmelschreiende Ungerechtigkeit auch nur ansatzweise ertragbar zu machen. Sein Waffenbruder schluckte schwer, dann begannen seine Lippen sich zu bewegen: »Wir begraben Virgil... Wenn wir es lebend hier raus schaffen.«



Kapitel 13

Half Past Dead

—

Viertel nach Tod

Claytons Maschine fegte über einen eisigen Gebirgspass. Der Wind pfiff auf dieser Höhe besonders erbarmungslos um seine Ohren und er konnte bereits spüren, wie das Wasser an seinen Wimpern und Augenbrauen gefror. Seine Geschwindigkeit war auch viel zu hoch für den Zustand der Straße – eine feine, frische Eisschicht machte den Untergrund sehr rutschig und dazu war die Fahrbahn mit Splintern des aufgeplatzten Asphalts durchsetzt, die seine Reifen schwer beschädigen konnten. Trotzdem hielt Clayton den Gashahn fast konstant durchgezogen und verfolgte dabei aufmerksam, wie langsam die Temperatur aus seinem Gesicht wich, und mit ihr seine Lebensgeister. An seinem Rücken spürte er hingegen eine große Wärme, und das im doppelten Sinne. Naina umklammerte ihn mit ihren schlanken Ärmchen. Sie zitterte vor Kälte und Angst, denn dass dieses halsbrecherische Tempo gefährlich war, stand außer Frage. Trotzdem vertraute sie Claytons Fahrkünsten ganz und gar. Sie war sich sicher, dass er die Situation unter Kontrolle hatte – und genau dieses bedingungslose Vertrauen, diese Hingabe war es, die das sprichwörtliche Messer in Claytons Brust nur noch tiefer ramnte; die Salz in die klaffende Wunde seiner Seele schüttete. Womit hatte er dieses Vertrauen verdient? Er hatte etwas Schreckliches getan, er hatte alle seine Prinzipien über Bord geworfen. Und erst jetzt wurde ihm klar, dass Matt ihn quasi davor gewarnt hatte ... Clayton erinnerte sich an das Gespräch, dass sie zum Abschied geführt hatten. Wen sollte der Gouverneur schicken, um ihn zu verfolgen, hatte Clayton ihn gefragt. Und Matt hatte geantwortet: »Nur einen ganz gewöhnlichen Mann ... einen, dessen Ehre ihn nicht davon abhält, dich von hinten zu erschießen!«

Das waren seine Worte gewesen und er hatte sicher nicht mal geahnt, wie recht er damit haben würde. Und er hatte ganz sicher auch nicht vermutet, dass Clayton ein solcher Mann ohne Ehre sein könnte. Tatsächlich, selbst sein größter Konkurrent hätte es nie kommen sehen, dass ein waschechter Gunslinger eine so feige, niederträchtige Tat begehen würde. Denn Clayton hatte aus Angst gehandelt – aus Angst, Naina verlieren zu können. Aus Angst, Matt in einem fairen Kampf nicht besiegen zu

können. Es war der größte Fehler seines Lebens, das war ihm nun klar. Denn er würde Naina niemals die Wahrheit sagen können. Die Todsünde, die er begangen hatte, um sich ihre Liebe zu sichern, würde ihn sonst sofort diese Liebe kosten. Wie konnte er nur so kurzsichtig sein? Was hatte er getan?

Er biss die Zähne zusammen und versuchte zu schlucken, doch sein Mund war trocken, seine Gesichtsmuskeln bereits völlig taub. Es gab kein Zurück mehr. Und auf die eine oder andere Art würde er für seine Tat bezahlen müssen, dessen war er sich sicher. Er hatte einen ehrenvollen Kollegen, vielleicht die größte Legende seiner Zunft, feige von hinten abgeknallt und ihn ehrlos im Dreck liegen lassen.

\* \* \*

Doch nicht jeder war über Claytons Tat so verzweifelt wie er selbst. Im Gegenteil. Gouverneur Lafort zog genüsslich an seiner handgedrehten Zigarre, als er sich über den Leichnam seines größten Feindes beugte: Matt Saberneck. Mit dem Gesicht nach unten lag der Gunslinger in einer riesigen Blutlache. Mit einigen Metern Abstand beobachtete Marschall Philipp Clarke angewidert, wie sein Boss sich kindisch freute und um den Leichnam eines wahrlich großen Kriegers herumtanzte. Clarke wusste nicht, unter welchen Umständen Saberneck gefallen war – doch er war sich ziemlich sicher, dass der Gouverneur diesen Erfolg keinem seiner eigenen Männer zu verdanken hatte. Man musste kein Kriminologe sein, um zu erkennen, dass er von hinten erschossen worden war. Vermutlich war er also von einem seiner Vertrauten umgebracht worden – ein wahrlich unwürdiger Tod für einen Mann, der einst auf ihrer Seite gekämpft und dabei die höchsten Auszeichnungen verdient hatte. Doch Lafort hatte nichts als Schadenfreude für den Gefallenen übrig.

»Diesmal ist er wirklich tot!«, frohlockte er. »Jetzt brauch ich nur noch diesen verdammten Clayton Young«, herrschte er den Marschall an, »schick ihm ein paar Scouts hinterher!«

»Jawohl, Sir!«, stieß Clarke zackig in seinem üblichen Militäerton hervor. Innerlich war er jedoch wenig begeistert von diesem

Befehl. Tatsächlich war der Widerwillen so groß, dass er das Protokoll brach und halblaut hinzufügte: »Ich schaue mal, ob noch Scouts übrig sind«, denn der Verschleiß an Männern, die der schwachsinnige Racheplan des Gouverneurs bereits hervorgerufen hatte, nahm inzwischen bedenkliche Dimensionen an.

Lafort hatte jedoch keinerlei Interesse an Kritik, vielleicht gab er einfach vor, die Worte des Marschalls nicht gehört zu haben. Wahrscheinlicher war jedoch, dass er sie tatsächlich nicht einmal wahrgenommen hatte, da er in Gedanken ganz und gar bei seinem vermeintlichen Triumph war, den er voll auskostete. Er entwürdigte Saberneck's Leichnam noch weiter, indem er seine brennende Zigarre über ihm abklopfte.

»Asche zu Asche, du mieser Verräter...«, kommentierte er süffisant seine Tat. »Jetzt kann mich nichts mehr aufhalten«, fuhr er fort. »Sie gehört ganz und gar mir!«

Endorphine strömten durch die Adern des alternden Despoten, so ein Hochgefühl hatte er lange nicht mehr gekannt – vielleicht zuletzt, als er noch selbst Kampfeinsätze bestritten hatte, nicht selten mit Saberneck an seiner Seite, direkt an der Frontlinie.

Ja, er war schon wirklich ein harter Hund gewesen, zäh wie Leder, der ebenso teilnahmslos getötet hatte wie er Verletzungen wegsteckte. Doch diese Zeit war nun vorbei – seine sterbliche Hülle würde an die Schweine verfüttert werden.

Lafort wandte sich ab, er musste jemandem befehlen, den Kadaver abzutransportieren, bevor er am Boden festfror. Eigentlich war es auch unter Laforts Niveau, sich mit einer Leiche zu unterhalten, ging es ihm durch den Kopf, aber es machte einfach so verdammt viel Spaß. »Sie gehört ganz und gar mir!«, murmelte er im Weggehen noch einmal vor sich hin.

Das Blut gefror ihm jedoch fast in den Adern und seine Muskeln erstarrten verkrampft, als er unvermittelt hinter sich eine kratzige Stimme vernahm: »Nur über meine Leiche!«

Spielten seine Gedanken ihm einen Streich? War es der Klang des Windes, der durch die leeren Gebäude pffiff? Nein ... seine Sinne, die er durch regelmäßige Kampfmeditation scharf hielt, zeigten ihm ganz unmissverständlich eine Präsenz hinter seinem Rücken an – eine Bedrohung!

Lafort löste sich aus seiner Starre und wirbelte herum. Er konnte seinen Augen kaum trauen, doch was er sah, war eindeutig: Saberneck taumelte wie eine lebendige Leiche auf ihn zu. Er war also tatsächlich genau so hart wie sein Ruf; genauso hart, wie der Gouverneur es in seiner Dienstzeit von ihm erwartet hatte. Aber das, was ihn jetzt noch auf den Beinen hielt, konnte nur sein Rachedurst sein, ein letzter Funken Durchhaltewillen eines unglaublich starken Geistes in einem Körper, der am Ende war.

Eine weitere Welle der Erregung durchströmte Laforts Blutbahnen und eine wohlige Wärme stieg in ihm auf. Das kurze Aufflammen von Wut, dass sein größter Kontrahent nicht aufhören wollte, ihm die Stirn zu bieten, wich einem Gefühl der Allmacht. Wie nett von Saberneck, ihm die Möglichkeit zu geben, dass er, Gouverneur Bavesch Lafort, den legendären Gunslinger Matthew Saberneck mit seinen eigenen Händen würde töten können. Das war der Stoff für Legenden, und wie es seine Art war, würde er diesem Moment mit den passenden Worten noch mehr Gewicht verleihen.

Mit einem Satz hechtete Lafort auf Saberneck zu, der ihn mit schiefen Augen ansah, außer Stande, großartig zu reagieren. Er wirkte so wehrlos, dass der Gouverneur sein Schwert stecken ließ und stattdessen seine Faust aus dem Sprung heraus auf Sabernecks Kopf niedersausen ließ. Mit einem lauten Krachen seiner Rippen schlug der alte Recke auf den eisigen Asphalt.

»Du bist doch bloß ein Hund!«, schrie Lafort, dabei klang seine Stimme etwas höher und neigte dazu, sich zu überschlagen, was der Gouverneur natürlich nicht beabsichtigt hatte. Er war wohl doch aufgeregter, als er zugeben würde, das würde er gleich unter Kontrolle haben. Mit einem heftigen Tritt in Sabernecks Seite brachte er einige seiner angeknacksten Rippen endgültig zum Brechen.

»Ich habe dich zu einem Hund des Krieges gemacht!«, fuhr er mit seiner Rede fort, und als Saberneck aufstehen wollte, verpasste er ihm einen weiteren schweren Schwinger, der diesmal seine Stirn traf. Saberneck sackte in sich zusammen.

»Dann saß du auf deiner Ranch wie ein trotziger Wachhund ...« Wieder versuchte Saberneck, sich aufzuraffen. Er nahm all seine Willenskraft zusammen und schaffte es tatsächlich, sich auf die Knie zu wuchten. Eine Pose, die Lafort eine Idee kommen ließ – es war Zeit, dieses Trauerspiel zu beenden. Mit einer einstudierten, flüssigen Geste zog er sein Katana aus der Scheide.

»Und jetzt werde ich dich wie einen Hund abschlachten!«, schloss er seine Rede, wobei es ihn schon ein bisschen stolz machte, wie schön er die Analogie zu dem Hundeleben abgeschlossen hatte. Und Taten würden nun seine Worte krönen, freute er sich, als er das Schwert in einem eleganten Bogen hoch über seinen Kopf hob. Er studierte Sabernecks Nackenlinie, seinen Kopf würde er mit einem Hieb genau über dem Fellkragen abtrennen.

Lafort ließ das Schwert niedersausen.

Doch plötzlich kam ihm der Lärm ins Bewusstsein, den er zwar schon seit einigen Sekunden diffus wahrgenommen, aber nicht an sich herangelassen hatte. Es war das Dröhnen eines schweren Dieselmotors, zweifellos ein Gefährt seiner eigenen Flotte, denn niemand sonst verfügte über solch mächtige Technologie. Doch eine Kakophonie anderer Klänge zerfetzte seine siegessicheren Gedanken: Es war der Donnerhall von Schüssen und das Splittern von Metall – als seine Klinge gerade im Begriff war, Sabernecks Kopf von seinem Körper zu trennen, zersplitterte das Schwert in zwei Teile und das Ende, was sich in das Fleisch seines Feindes hatte bohren sollen, flog nun unwirksam durch die Luft.

Ungläubig wirbelte Lafort herum – in der Tat raste einer seiner Transporter auf ihn zu, doch am Steuer saß der dunkelhäutige Schüler von Saberneck, während der psychisch labile Blondschoopf aus dem Fenster des Wagens hing und auf ihn feuerte. Lafort konnte nicht einmal sagen, ob dieser Idiot wirklich auf seine Klinge gezielt hatte, oder ob es ein Glückstreffer war. Klar war, bei aller Unpässlichkeit dieser Situation war es auch für ihn selbst ein Glück gewesen. Mit einem Hechtsprung flüchtete Lafort zur Seite und verfiel dann in einen Sprint. Er hatte,

wie es seinen Prinzipien entsprach, keine Schusswaffe am Körper und so würde er in dieser Konfrontation auf jeden Fall den Kürzeren ziehen. Sorgen machte er sich jedoch keine – er wusste um die bedingungslose Loyalität von Sabernecks Jungs. Sie würden sich darauf konzentrieren, ihren Mentor hier wegzuschaffen, und wenn es nur dazu diente, ihm ein ordentliches Begräbnis zu verschaffen. Damit konnte Lafort gut leben. Wobei ›Leben‹ in diesem Fall das Stichwort war: Das Gebot der Stunde war, erst einmal zu entkommen, und so rannte er, ohne noch einmal zurückzublicken.

Wieder einmal lag er mit seiner Einschätzung richtig. Schlitternd hielt der schwere Transporter vor Sabernecks kauern dem Körper, Johnny und Duke sprangen schon fast aus dem Wagen, bevor er vollständig zum Stehen gekommen war.

»Matt!«, rief Johnny, als er sich zu dem zitternden Alten herunterbeugte. Zusammen zerrten ihn die Männer in den Laderaum, und als die ersten Schüsse der nächsten Garde des Gouverneurs durch die Straßen peitschten, gab Duke auch schon wieder Vollgas, um die von Gegnern bevölkerte Stadt möglichst schnell hinter sich zu lassen.

\* \* \*

Clayton und Naina hatten inzwischen den Hochpass überwunden und fuhren nun in etwas gemäßigerem Tempo eine Serpentine herunter, die in ein weiteres der unzähligen Täler der Region führte. Clayton hatte sich etwas beruhigt, was nicht zuletzt daran lag, dass die tiefstehende Abendsonne inzwischen durch die Wolken gebrochen war und für eine positivere Stimmung sorgte. Die langsamere Reisegeschwindigkeit führte zudem gerade so zu einer Lautstärke, in der ein Gespräch möglich war.

»Wo fahren wir denn jetzt hin?«, brüllte Naina über den Lärm des Motors. »Nach Süden«, antwortete Clayton emotionslos. Das war die ganze Zeit der Plan gewesen – eine andere Möglichkeit, mit Naina ein neues Leben außerhalb der Fänge des Gouverneurs zu beginnen, gab es auch gar nicht. »Zu den Strän-

den?«, rief Naina ungläubig. »Niemand hat es je über die Berge geschafft!«, brachte sie lautstark ihren Einwand hervor.

»Tja, ohne das Geld wird es sogar noch schwerer.«

Direkt in dem Moment, als er das gesagt hatte, biss Clayton sich auf die Zunge. Was hatte Naina bloß an sich, dass er sich ihr gegenüber ständig verplapperte? Er verfluchte die Unsicherheit, die sie in ihm auslöste, doch es war zu spät: »Welches Geld?«, rief sie sofort vom Sozius. Doch eigentlich brauchte sie darauf keine Antwort, denn die winzige Saat einer dunklen Vermutung schlug in ihrem Geist Wurzeln und wuchs zu einer Erkenntnis heran. Ungezügelter Wut machte sich in ihrem Körper breit und sorgte für eine innere Hitze, die die Erfrierungen an ihren Unterarmen sofort vergessen ließ.

»Halt an! Halt an!!!«, rief sie, und prügelte so lange auf Claytons Rücken ein, bis dieser zähneknirschend an den Straßenrand fuhr. Er hielt hinter einer Kurve der Serpentinstraße, wo sich jenseits der maroden Leitplanken eine idyllische Aussicht ins Tal erstreckte. Die Strahlen der Sonne nahmen wieder die typische, goldene Färbung des Abends ein, doch keiner der beiden hatte Augen für diese romantische Stimmung. Naina sprang sofort wie ein Derwisch vom Sattel, während Claytons Bewegungen betont langsam waren, geradezu stoisch bereitete er sich innerlich auf das Bombardement vor, dass nun auf ihn niederzugehen würde.

Nainas vorwurfsvoller Blick bohrte sich tief in seine Seele, doch er hielt ihm stand. »Es stimmt also!«, schrie sie, »Du arbeitest für den Gouverneur?« Clayton wusste, dass er eigentlich gar nichts zu sagen brauchte – die Anklage war noch nicht vorbei. »Du wolltest meinen Mann umbringen!«

Nun musste Clayton tatsächlich ein bisschen in den Tiefen seines Bewusstseins graben, denn den Beginn all dieser Verwicklungen hatte er schon beinahe erfolgreich verdrängt. Aber sie hatte natürlich recht, sein ursprünglicher Auftrag war es gewesen, Saberneck kalt zu machen. Wenn er ehrlich war, hätte er ihn gar nicht aufsuchen müssen. Er hätte auch fliehen können und wäre auf die gleiche Art mit den Spähern des Gouverneurs fertig geworden, so wie er es jetzt tat. Doch das Geld hatte ihn

gereizt, das ließ sich nicht schönreden. Doch dann war es anders gekommen – eigentlich war Naina der Grund für alles gewesen, was passiert war. Also wagte Clayton eiskalt die Flucht nach vorne.

»Hör mal!«, herrschte er sie an, »Ich wollte nur das Kopfgeld holen, was uns zusteht – weil du ihn umgebracht hast, weißt du noch?«

Dieser Gegenangriff traf genau ins Schwarze, die Farbe wich aus Nainas Gesicht. Der Gouverneur hatte garantiert sofort nach Matts Flucht einen Preis auf seinen Kopf ausgesetzt, daran hatte sie keinen Zweifel. Doch dass ausgerechnet sie es sein sollte, die dem Gouverneur diesen perversen Wunsch erfüllte ... das war ein himmelschreiendes Unrecht.

»Ich wollte ihn nicht umbringen!«, rechtfertigte sie sich lautstark, bemerkte jedoch sogleich, dass diese Aussage bei weitem nicht stark genug war. »Ich habe ihn geliebt!«, fügte sie deswegen atemlos hinzu und traf damit wiederum bei Clayton als ihrem jetzigen Liebhaber einen wunden Punkt.

Wie immer reagierte er auf einen Angriff auf seine Gefühle damit, indem er sie gänzlich außer Kraft setzte. »Du hast wirklich 'ne komische Art, deine Liebe zu zeigen«, giftete er zurück.

Nainas Gesichtszüge entgleisten und ihre Körperspannung fiel in sich zusammen. Er hatte recht und nichts konnte diese Tatsache ändern: Sie hatte ihren liebevollen Mann umgebracht. Wie benommen wandte sie ihren Blick ab und machte ein paar Schritte auf die Leitplanke zu. Clayton wurde klar, dass sein Kommentar wirklich sehr garstig gewesen war – in dieser Situation war Sarkasmus nicht die richtige Wahl. Er atmete tief durch, um seine Gedanken zu sammeln. Sicherlich war es das Beste, einfach ehrlich zu sein, also horchte er tief in sich hinein.

»Ich wollte das Geld nur haben, damit wir durchkommen«, setzte er schließlich an, weiter um Worte ringend: »Wir beide, zusammen.«

Mit diesem Abschluss hatte er Nainas Gesprächsbereitschaft zurückerlangt. Sie wandte sich ihm zu und gab ihm damit die Erlaubnis, weiter zu sprechen.

»Es gibt eine Schmugglerbasis in Carpenter Valley«, begann Clayton. »Von dort führen Straßen in alle Richtungen. Und es gibt Benzin«, fasste er seinen Plan zusammen. Naina schöpfte neue Hoffnung, doch hatte sie eine andere Vision ihrer Zukunft, und in der jetzigen Stimmung schien es ihr sehr naheliegend, diese zu äußern: »Ich wollte immer zurück in den Osten ... zu meinem Volk«, sagte sie.

Es war sofort offensichtlich, dass Clayton nicht allzu viel davon hielt, doch das lag sicherlich nur daran, dass er die Menschen des Ostens und ihre Lebensphilosophie nicht kannte. Naina trat an ihn heran und nahm ihr gesamtes Einfühlungsvermögen zusammen. »Ihre Art würde dir gefallen«, sagte sie und streckte ihre Hand aus, um Clayton zärtlich an der Wange zu berühren. Der packte jedoch ihre Hand in der Luft und hielt sie fest, weg von seinem Gesicht. »Ich mag nur ein Art: meine eigene«, sagte er harsch, denn dass Naina nicht freiwillig nach seiner Pfeife tanzen wollte, enttäuschte ihn maßlos. Wortlos schwang er sich auf seine Maschine und Naina wusste, dass sie in einer Sackgasse gelandet war. Es würde bald dunkel werden, und da wollte sie garantiert nicht irgendwo auf einem Berg stehen. Sie schnaubte noch einmal ihre Wut heraus und nahm dann hinter Clayton Platz, ebenfalls ohne ein einziges weiteres Wort zu sprechen. Der Gunslinger ließ den Motor an und die Maschine schoss nach vorne, dem Weg ins nächste Tal folgend.

\* \* \*

Auf einer anderen Bergstraße donnerte ein weiteres von fossilem Brennstoff getriebenes Gefährt durch die nicht enden wollenden Schneemassen. Johnny trieb den von Schweißnähten zusammengehaltenen Opel Blitz durch die Abenddämmerung, während sich Duke im Laderaum um Matthew kümmerte. Er hatte seinen Oberkörper so gut verbunden, wie es ging – im Prinzip war es ein ganz ähnlicher Verband, wie der, den er ihm erst wegen seiner Stichverletzung im Rücken angelegt hatte. Diesmal hatte er mehr saugfähiges Material verwendet, trotzdem würde er sein Werk bestenfalls als Provisorium bezeichnen.

»Wir müssen dich zum Arzt bringen!«, mahnte Duke eindringlich.

»Ich werde schon wieder«, protestierte Matt mit brüchiger Stimme, aber ohne jegliche Aufgeregtheit.

»Du wurdest angeschossen!«, erinnerte Duke ihn lakonisch. Die Sturheit des alten Mannes war manchmal wirklich kaum auszuhalten. »Ja, und?«, kam der zu erwartende Widerspruch. »Erinnerst du dich an diesen Mexikaner? Tequila hieß er, glaube ich«, fuhr Matt fort. Duke konnte kaum glauben, dass ihm nun schon wieder diese uralte Geschichte aufgetischt werden sollte.

»Ja ...?«, fragte er und hatte wirklich keine Ahnung, worauf Matt nun hinauswollte. »Der wurde viel übler zusammengeschnitten als ich!«

Duke verzog das Gesicht, denn Matt machte es mit seiner Argumentation nicht gerade besser. »Ist der nicht gestorben?«, erinnerte er Matt an das Ende von Tequilas tragischer Geschichte. Doch Matt ließ sich davon nicht beirren. »Schon«, gab er zu, »aber ich habe keine Zeit zum Sterben!«

Duke rollte mit den Augen – es hatte überhaupt keinen Zweck, mit seinem Mentor zu diskutieren. Vermutlich stand er noch unter Schock, oder der Blutverlust führte zu einem Sauerstoffmangel im Hirn, versuchte er sich die wirren Reden des Alten medizinisch zu erklären. Doch Matt blieb sein Blick nicht verborgen. Der Junge meinte es nur gut, doch das wichtigste war im Moment, die Fährte von Clayton und Naina nicht zu verlieren. »Ich wurde auch schon mal an der gleichen Stelle getroffen«, versuchte er Dukes Sorgen zu zerstreuen. »Da kam bestimmt nur Narbengewebe raus!«

Erneut musste Duke tief durchatmen und sah Matt forschend an. Klar konnte der alte Narr Recht haben – wenn man mehr Glück als Verstand hatte, war vielleicht ein Durchschuss des Brustkorbes möglich, ohne dass die Kugel irgendwelche lebenswichtigen Stellen perforierte. Und das könnte auch zweimal in einem Leben passieren, vorausgesetzt, man hatte mehr Glück als Verstand. Er konnte die Fakten jedenfalls nicht verleugnen: Matt saß vor ihm, er atmete, er sprach, und die Stärke der Blutung war bereits stark zurückgegangen. Es half also alles nichts,

er würde sich dem Willen des Meisters fügen müssen. Und der wusste natürlich, dass er gewonnen hatte.

»Na los, geh nach vorne und hilf Johnny bei der Spurensuche!« krächzte er, begleitet von einer unmissverständlichen Handbewegung. Ein letztes Mal schüttelte Duke den Kopf, schob dann die Tür zur Fahrerkabine auf und ließ Matt mit seinen Gedanken alleine.

Kapitel 14

Act of Vengeance

—

Akt der Rache

Auch andernorts wurden weiter Pläne geschmiedet, um Clayton und Naina zur Strecke zu bringen. Gouverneur Lafort schritt durch einen langen Säulengang im Außenbereich seines Regierungssitzes, der zur Lagerhalle mit den Einsatzfahrzeugen und Bereitschaftstruppen führte. Marschall Clarke begleitete ihn und hatte gerade ein Update der Lage von Sheriff Jack erhalten, der aus naheliegenden Gründen gerade nicht direkt mit dem Gouverneur sprechen wollte. Stattdessen hielt er sich im Hintergrund und zündete sich eine Zigarre an, während der Marschall seinen Bericht weitergab.

»Es wurde bestätigt, dass sie nach Carpenter Valley fahren.«

Der Gouverneur verzog keine Miene, in Gedanken war er bereits an der Planung seiner nächsten Schritte. »Sollen wir Truppen hinschicken?«, hakte der Marschall nach.

»Sind sie sicher, was unsere Gefangene angeht?«, konterte der Despot mit einer Gegenfrage. »Todsicher«, bestätigte Clarke und deutete mit beiden Fingern auf seine Augen: »Sie ist unverwechselbar.«

Schließlich gab es nicht allzu viele Mutanten, die sichtbar beschichtete Netzhäute wie Barbara hatten. Nicht umsonst hatte sie in ihrer Zeit der Gefangenschaft im Ausbildungslager des Gouverneurs den Spitznamen »Midnight«, also »Mitternacht«, erhalten.

Der Gouverneur war mit dieser Antwort mehr als zufrieden. »Dann brauchen wir keine Truppen«, erklärte er dem Marschall, der überrascht ein ungläubiges »Sir?« hervorstieß.

»Vertrauen sie mir«, sagte Lafort mit seiner typischen, festen Stimme, die eigentlich jede Aussage wie eine Drohung klingen ließ. Innerlich frohlockte er, denn hier hatte er wieder einmal die Möglichkeit, seinen Männern eine weitere Demonstration seiner strategischen und manipulativen Fähigkeiten zu liefern. Denn diese Fähigkeiten waren es, die ihn in seine Machtposition gebracht hatten, und sie würden ihn auch in dieser Position halten. Seine Philosophie, dass Wissen Macht war, konnte einfach durch nichts widerlegt werden.

So nahm Lafort wenige Minuten später die glitschigen Stufen hinunter in das steinerne Verließ, das einst den Keller seines Re-

gierungspalastes gebildet hatte. Ein Fundament, das mit seinen kruden Wänden aus rohen, kaum bearbeiteten Findlingen dem Verlauf der Jahrhunderte getrotzt hatte und dies auch weiter tun würde. Schmelzwasser lief hier und da in kleinen Rinnsalen die Wände hinunter und sein Atem wurde deutlich sichtbar, als sich Erregung in seinem Körper breit machte. Diese verstärkte sich noch, als ihm ein Wachmann die eiserne Tür in eine der größeren Zellen geöffnet hatte, in deren Mitte Barbaras kraftlose Gestalt an einen antiken Holzbalken gefesselt war. Eine Frau, die normalerweise absolut tödlich war, nicht zuletzt dank des Trainings, das er selbst ihr hatte angeeignet lassen – doch nun völlig schutz- und hilflos seinem Willen ausgeliefert. Das war ein Anblick, den er liebte. Und das, was nun folgen würde, war wahrscheinlich das, wofür er lebte.

»Willkommen zurück im Stall, Barbara!«, bellte er unter scharfer Betonung jedes einzelnen Wortes, wodurch die Gefangene aus ihrem fiebrigem Halbschlaf gerissen wurde. Sofort weiteten sich ihre Pupillen und durch ihre Venen schoss eine Dosis von Adrenalin, die jeden Toten sofort wieder zum Leben erweckte hätte. Mit wildem Blick starrte sie Lafort an, und bevor er reagieren konnte, spuckte sie ihm mitten ins Gesicht. Der Herrscher verzog jedoch kaum eine Miene. In Seelenruhe zückte er sein seidenes Taschentuch und tupfte die Flüssigkeit weg.

»Ich hätte gedacht, du würdest zu einer Lady!«, tönte er daraufhin abschätzig, während er an ihr vorbei ging, ohne den Blick von ihr zu lassen. »Es ist schon etwas her, aber ich weiß immer noch alles über dich«, fuhr er großspurig fort.

»Einen Scheiß weißt du!«, brüllte Barbara mit sich überschlagender Stimme, doch Lafort ließ sich nicht aus dem Konzept bringen. »Ich muss zugeben, ich war von so was wie väterlichem Stolz erfüllt, als ich hörte, dass du dich mit Virgil verlobt hast«, dozierte er, wobei er weiter in der Zelle auf und abschritt – möglicherweise, um die Machtverhältnisse weiter zu unterstreichen, denn Barbara konnte sich unter ihren schweren Fesseln nur um wenige Zentimeter bewegen.

Lafort setzte seine Rede fort: »Und um so stolzer wurde ich, als ich erfuhr, dass du schwanger bist.« Er trat dichter an Barbara heran und streichelte mit einer Hand über ihren runden Bauch. Natürlich verstand die werdende Mutter dies als Drohung. »Dieses Baby ist mir scheißegal«, zischte sie zwischen ihren Zähnen hindurch und Lafort zuckte zusammen, von der Implikation, er könne sich an ihrer Leibesfrucht vergeifen anscheinend härter getroffen als von ihrem Speichel. Offenbar glaubte sie ihm seine Worte nicht – dabei hatte er wirklich etwas übrig für die besonderen jungen Menschen, die er persönlich für seinen Elitekader selektiert hatte. Für den Verrat war Saberneck verantwortlich, niemand sonst, und der Nachwuchs von zweier dieser Mutationen des Homo Sapiens war für ihn besonders interessant. Ob das Kind ebenfalls Barbaras reflektierende Netzhäute haben würde? Oder Virgils Unempfindlichkeit gegen Schmerzen? Es war wirklich ein Skandal, ihm in den Mund zu legen, er würde dieses ungeborene Leben als Druckmittel benutzen.

Obwohl, auf eine Art hatte sie recht – wenn er wollte, könnte er dies natürlich tun. »Führe mich nicht in Versuchung, Barbara«, ermahnte er sie entsprechend. Dann besann er sich seiner Mission und sein Tonfall wurde wieder sanfter. »Es gibt übrigens keinen Grund, so viel zu fluchen. Du hast mein volles Mitgefühl«, versicherte er ihr und fuhr dann fort: »Ich will nur wissen, was aus meinen geliebten Menschen geworden ist – genau wie du.«

»Geliebte Menschen?«, japste Barbara und konnte ihren Ohren kaum trauen. »Du meinst meine Eltern und meinen Bruder, die du umgebracht hast?«

Jetzt war Lafort an der Reihe, überrascht zu sein. Sie hatte ja wirklich ein ganz anderes Bild von den Geschehnissen; kein Wunder, dass sie so schlecht auf ihn zu sprechen war. »So hast du das in Erinnerung?«, fragte er ungläubig, wobei er eine Augenbraue hochzog, als würde er an ihrer Intelligenz zweifeln.

»Wovon redest du?«, presste Barbara atemlos hervor, ihr Puls war inzwischen im Grenzbereich. Mit aller Kraft stemmte sie

sich gegen ihre Fesseln, bekam jedoch kaum eine Bewegung zustande.

Lafort hingegen setzte kopfschüttelnd zu einer Richtigstellung an: »Ich musste deine Eltern nicht umbringen.«

Hier machte er eine kleine Kunstpause, die ihre Wirkung nicht verfehlte – Barbara starrte ihn an und hing förmlich an seinen Lippen. »Sie haben dich an mich verkauft«, schloss er, und irgendwo in Barbaras tiefstem Wesen zerbrach etwas.

»Niemals«, hauchte sie stimmlos. Lafort schaute sie triumphierend und mit einer Spur des Bedauerns an, als er weiter sprach. »Ich gab ihnen das Geld und drehte mich um ... aber sie waren überrascht. Sie dachten, der Betrag wäre für ihre beiden Kinder.«

Ein immer stärker werdendes Gefühl der Ohnmacht spülte über Barbara hinweg, als der Gouverneur zum Ende kam: »Aber leider hatte dein Bruder nicht deine Augen«, sagte er und strich Barbara zärtlich über die Wange. In ihren weit aufgerissenen Pupillen konnte er sehen, dass ihre Gedanken gerade weit in die Vergangenheit gereist waren.

»Deswegen hast du ihn mitgenommen...«, erinnerte sie sich, doch die Bilder aus den Tiefen ihres Bewusstseins waren zu schrecklich, um flüssig weiter zu sprechen. »Zu diesem ... zu diesem ...«, stotterte sie und konnte immer noch nicht glauben, dass ein Mensch zu so einer herzlosen Tat fertig war.

Auch Lafort erinnerte sich – wenn auch eher mit Wohlwollen – aber das Unverständnis, das aus Barbara sprach, verletzte ihn. »Glaubst du, dass das alles einfach für mich ist?«, platzte es aus ihm heraus. »Ich mache solche Sachen nicht zum Vergnügen! Es muss Opfer geben, um unser Volk am Leben zu halten!«, schwadronierte er. Und wenn er »Volk« sagte, meinte er nicht die Einwohner eines bestimmten Gebietes, er meinte auch keine bestimmte Rasse – er meinte die neue Spezies der Mutanten. Auch wenn er selbst nur die zusammengewachsenen Finger und Zehen hatte, die in weiteren Generationen sicher zu einem hochspezialisierten Schwimm-Menschen führen würden, zählte er sich zu dieser Gattung dazu, der die Zukunft gehören würde.

Barbara hingegen war schon jetzt eine Soldatin, die durch ihre genetische Veränderung einen wirklichen Mehrwert mit in den Kampf brachte. Es war doch naheliegend zu glauben, dass ihr Bruder ebenfalls irgendwelche Merkmale besessen haben könnte. Es war bedauerndswert, dass seine dahingehenden Tests so blutig enden mussten, doch war es unterm Strich eine winzige Randnotiz auf dem Weg in eine neue Weltordnung. Doch Lafort war in Psychologie versiert, er konnte es allzu gut nachvollziehen, dass Barbara in dieser Sache höchst emotional reagierte. Und reagieren würde. Denn hier konnte er mit seinem Trumpf aufspielen.

Er richtete sich auf und inszenierte sich in theatralischer Pose: »Als Zeichen meiner guten Absichten werde ich nun den Rest deiner Familiengeschichte aufklären.«

Barbara lief ein kalter Schauer über den Rücken, als der Gouverneur nach dem Marschall brüllte – ein verabredetes Signal! Nur einen Augenblick später öffnete sich die verrostete Zellentür mit einem Quietschen und eine gebückte, dunkle Gestalt erschien im Gegenlicht des Tunnels, in den von oben das grelle Tageslicht strömte.

»Das ist die Besitzerin des China-Hotels«, erklärte Lafort, während der Weg nach oben verschlossen wurde und Barbaras empfindliche Augen wieder die Bedingungen vorfanden, in denen sie am besten funktionierten. Sie konnte die Frau, die am anderen Ende des Raumes stehen blieb und verschämt auf den Boden schaute, nun deutlich erkennen. Und sie erkannte sie sofort, beim Einkauf von Materialien für den Ausbau ihrer Hütten oder Matts Ranch war sie ihr einige Male begegnet.

Die Frau zitterte, vermutlich war ihr kalt, und in der Gegenwart des Gouverneurs fühlte sie sich offensichtlich unwohl – kein Wunder, da man sie ins innerste Heiligtum des Despoten vorgeladen hatte. Denn jeder wusste, dass ein falsches Wort in dieser Umgebung dazu führen konnte, für immer zu bleiben. Doch Lafort hatte fast ein Lächeln auf den Lippen, als er die Dame mit aller Herzlichkeit ermunterte, etwas zu sagen: »Bitte, erzählen sie dieser jungen Frau, was sie mit ansehen mussten.«

Die ältere Dame scharfte noch ein wenig mit den Füßen und blickte dann ängstlich in Richtung Laforts. Der nickte ihr zu, wobei sein Gesichtsausdruck diese Geste ebenso zur Aufforderung wie zur Drohung machte.

»Ihr Mann wollte ein paar Chemofackeln kaufen, als Mister Young gerade gefrühstückt hatte«, sprach sie schließlich an Barbara gerichtet, ohne sie direkt anzuschauen. Der wilde Blick der jungen Frau, die jedes ihrer Worte mit einer Mischung aus Gier und Abscheu aufzusaugen schien, tat ihr in der Seele weh.

»Als er Virgil erkannte, hat er ihn ohne Warnung niedergeschossen...«, brachte sie hervor, bis ihr die Stimme versagte.

»Fahren sie fort, gute Frau!«, drängte Lafort, »Erzählen sie diesem armen Mädchen die ganze, traurige Wahrheit.«

Einer Bitte des Gouverneurs konnte sich niemand widersetzen, der an seinem Leben hing.

»Der erste Schuss traf ihn in den Bauch...«, erklärte die Frau. »Virgil rutschte zu Boden und stöhnte vor Schmerzen. Mister Young lachte ihn aus, und dann schoss er ihm in die Hand.«

Barbara wurde von nicht enden wollenden Stichen in ihr Herz und ihre Seele gequält, doch die gebeugt dastehende Dame fuhr fort: »Die Frau, die ihn begleitete, schrie dass er aufhören solle ... aber er machte weiter.« Wieder stockten der Hotelinhaberin die Worte, denn die Schmerzen, die sie Barbara zufügte, waren offensichtlich. Doch ein weiterer stummer Blick des Gouverneurs machte ihr klar, dass sie die vereinbarte Gesichte zu vollenden hatte. Sie schluckte und sprach dann mit einem Zittern in der Stimme weiter: »Er schoss ihm in die Füße, in den Arm ... und ... sogar in den ...«

»AUFHÖREN!«, schrie Barbara mit geschlossenen Augen, aus der ihr inzwischen die Tränen wie Sturzbäche herunterliefen. Betreten schaute die ältere Dame zu Boden, während Lafort sie mit einem wohlwollenden Blick bedachte. Ganz dicht trat er nun an Barbara heran und beugte sich zu ihr herunter, bis er das Salz auf ihren Wangen fast schmecken konnte. Verführerisch sprach er auf sie ein und führte sein perfides Spiel damit zu seinem Höhepunkt: »Ich könnte mir vorstellen, dass du diesen Mister Young gerne umbringen würdest...«



Kapitel 15

**On Deadly Ground**

—

**Auf tödlichem Boden**

Clayton und Naina standen am Abgrund. Nachdem die Sonne hinter den Berggipfeln versunken war, waren sie von der ver-eisten Straße in ein unwegsames Niemandsland abgelenkt, wo sie nach Stunden einer unbequemen Fahrt im Schnecken-tempo einen gefrorenen Wald erreicht hatten. Man hatte die Hand vor Augen kaum sehen können, bis endlich der Vollmond durch die Wolkendecke gebrochen war. Der Himmel hatte aufgeklart, woraufhin Clayton in Schrittgeschwindigkeit über einen angren-zenden Gletscher gefahren war. Das Knarren des frostigen Untergrundes hatte Naina alles andere als zuversichtlich ge-stimmt, doch nun hatten sie offenbar ihr Ziel erreicht: Sie stan-den an einer verschneiten Klippe, und in dem Tal unter ihnen breitete sich ein verlassen wirkender Militärkomplex aus.

»Reich mir mal das Gewehr«, sagte Clayton und nahm die Waffen entgegen, nachdem Naina sie aus dem Holster an der Satteltasche befreit hatte. Er nutzte das Zielfernrohr, um das Ge-lände auszukundschaften. Alles schien noch genau so zu sein wie bei seinem letzten Besuch hier. Die alten Radarkuppeln be-fanden sich im Zerfall, die Lagerhallen versanken im knietiefen Schnee. Und diese Tatsache machte es besonders leicht, etwaige Eindringlinge zu orten: Fußspuren waren in dem Meer aus wei-ßen Flocken weithin zu sehen.

»Die Luft ist rein«, kommentierte Clayton und reichte Naina das Gewehr, das sie sofort pflichtbewusst wieder an seinem an-gestammten Platz befestigte. Sie hatte noch nicht einmal die letzte Schlaufe geschlossen, als Clayton sich zu ihrer Überras-chung nach vorne stemmte und das Motorrad auf den Abhang zu rutschen ließ! Was zur Hölle hatte er vor?

Für Clayton war die Intention absolut klar: Wenn er nicht ge-funden werden wollte, musste er die Spuren so minimal wie möglich halten. Reifenabdrücke, die geradewegs zum Haupttor hinein führten, wären eine allzu deutliche Visitenkarte. Ein Erd-rutsch am Gletscher hingegen wäre unverdächtig, ein ganz na-türlicher Vorgang. Zudem machte so eine kleine Rutschpartie doch sicher Spaß!

Naina schrie jedoch aus purem Entsetzen und nicht aus Be-geisterung, als die schwere Maschine über den Abhang kippte

– es ging steil nach unten, und das mindestens zwanzig Meter! Wenn sie sich überschlagen würden, könnte das ihr Ende bedeuten... Doch Clayton riss sofort den Lenker herum, so dass er das Motorrad in eine Lage parallel zum Hang zwang. Indem er hochkonzentriert seine Balance verlagerte, hielt er die Maschine in einem optimalen Winkel, um sie wie einen Schneepflug abzubremesen und die Rutschgeschwindigkeit in kontrollierbaren Dimensionen zu halten. Wenige Augenblicke später krachte die Maschine dann auch schon auf den Talboden. Die in die Jahre gekommenen Stoßdämpfer krächzten bedenklich und Clayton dachte darüber nach, den Sattel möglicherweise in näherer Zukunft mal wieder etwas aufzupolstern, sonst würden solche Aktionen auf Dauer seiner Zeugungsfähigkeit schaden.

Ebenfalls recht ungesund waren die Eiskrallen, die sich in seine Seiten bohrten – eigentlich waren es nur Nainas kalte Finger, doch sie hatte sich bei der kleinen Schlittenfahrt ein bisschen sehr verkrampft. Vielleicht hätte er sie doch vorher warnen sollen, aber dann wäre das Ganze natürlich weitaus weniger lustig gewesen.

Entsprechend wütend sprang Naina vom Sattel und schnappte sich ihre Tasche. Immerhin hatten sie es lebend nach unten geschafft, trotzdem musste sie ein paar Meter Abstand zwischen sich und Clayton bringen, wenn sie ihn nicht schon wieder anschreien wollte. Aber vielleicht war sein Plan doch nicht der schlechteste. Das Gelände, was sich vor ihnen ausbreitete, schien seit langer Zeit unberührt – was hier wohl alles noch an Ressourcen schlummerte? Neugierig machte sie ein paar Schritte auf die Gebäude zu, die vom gleißenden Mondlicht beschienen wurden.

»Wo ist mein Dietrich?«, murmelte Clayton, während er in seiner Werkzeugkiste kramte. Er wusste genau, wo er hinwollte, da er die Basis schon einige Male als Versteck genutzt hatte, und wenn alles nach Plan lief, war sogar sein improvisiertes Nachtlager noch an Ort und Stelle. Doch die Schlösser der alten Stahltüren waren nicht ohne, und um Nachahmer fernzuhalten, hatte er natürlich nach jedem Besuch alles wieder verriegelt. Dem-

entsprechend würde er ohne sein Schlossknackerwerkzeug nicht weiter kommen, und sein ganzer Plan wäre für die Katz.

Während er noch überlegte, ob er etwas dabei hatte, was als Ersatzdiétrich funktionieren könnte, bemerkte er aus dem Augewinkel, wie Naina sich von ihm entfernte – das war allerdings keine gute Idee, denn verschlossene Türen waren bei weitem nicht die wirkungsvollste Abwehrmaßnahme auf dem Gelände.

Naina machte gerade einen weiteren Schritt nach vorne, als sie einen merkwürdigen Widerstand an ihrem Stiefel bemerkte. »Nicht bewegen!«, schrie Clayton ihr mit sich überschlagender Stimme hinterher – sein Tonfall sagte mehr als tausend Worte und die unmittelbare Gefahr, die er implizierte, ließ Naina einen Schauer durch Mark und Bein fahren. Zum Glück tat sie genau das Richtige und fror erhobenen Fußes in ihrer Bewegung ein.

»Hier ist alles vermint!«, warnte Clayton, als er an ihre Seite trat. Sein Blick wanderte nach unten und seine Pupillen weiteten sich, was Naina mit Beunruhigung aufnahm. Sie schaute ebenfalls an ihren Beinen herab und sah etwas im Mondlicht glitzern: Ein dünner Nylonfaden war direkt über die Beuge ihres Stiefels gespannt.

»Vermint?«, fragte Naina mit zitternder Stimme nach. Sie hatte nicht viel Ahnung von der Funktionsweise solcher Sprengfallen, doch sie war sich ziemlich sicher, dass sich die Position dieser Reißlinie auf keinen Fall mehr ändern sollte. »Etwa mit Bomben?«, fügte sie hinzu, als Clayton bereits dabei war, etwas Schnee beiseite zu scharren und einen rostigen Metallkörper freizulegen, in dem die Nylonschnur verschwand. Er unterbrach seine konzentrierte Arbeit und warf ihr einen Blick zu, der irgendwo zwischen irritiert und genervt einzuordnen war.

»Ja, mit Bomben«, bestätigte er die sinnlose Nachfrage und klemmte gefühlvoll ein Stück Holz in den Aufnehmer des Zündfadens, wobei er diesen vorsichtig mit zwei Fingern stabilisierte, damit er nicht verrutschte. Nachdem er mit seiner Arbeit zufrieden war, zog er eine Kneifzange hervor, was für Nainas Geschmack viel zu lange dauerte. Sie wagte es kaum noch, zu atmen, und wusste auch nicht, wie lange sie es noch durchhalten konnte,

auf einem Bein zu stehen. Ihre Anspannung erreichte den Höhepunkt, als Clayton das Schneidwerkzeug an den Faden heranhführte und ihn nach einem stummen Stoßgebet zum Himmel mit einem beherzten Zusammendrücken seiner Hand durchtrennte.

Nach einer kurzen Schrecksekunde, in der er noch darauf wartete, dass das Leben der beiden von dieser antiken Anti-Personen-Mine beendet werden würde, atmete er tief durch. Ohne Naina eines Blickes zu würdigen, richtete er sich dann auf und ging auf eines der kleineren Gebäude zu.

Naina war immer noch völlig außer sich, ihr Körper war inzwischen so durch die Anspannung und die Kälte verkrampft, dass sie ihre unbequeme Position nicht ohne Schmerzen aufgeben konnte. Als sie endlich wieder mit beiden Füßen auf dem Boden stand und ausreichend Luft bekam, wurde ihre Erleichterung schnell wieder von der Wut auf Clayton verdrängt. Mit langen Schritten stampfte sie hinter ihm her.

Clayton war vor ein Türschloss gebeugt und beachtete sie gar nicht, nachdem sie zu ihm aufgeschlossen hatte – das machte sie nur noch wütender und sie packte ihn am Oberarm.

»Warum hast du mich nicht gewarnt?«, wollte sie berechtigterweise wissen, wobei ihr das Wasser in den Augen stand, denn inzwischen hatte die Realisation eingesetzt, dass sie dem Tod nur um den Bruchteil einer Sekunde von der Schippe gesprungen war. Clayton schaute sie überrascht an, denn im Leben eines Gunfighters gehörten solche knappen Kisten zum Alltag – erst recht, wenn man sich mit unprofessionellen Zivilisten herum-schlagen musste. Trotzdem warf er Naina einen tröstenden Blick zu, der sich sogleich zu einer höchst wohlwollenden Anerkennung wandelte – langsam und sehr zärtlich näherte seine Hand sich ihrem Gesicht und Naina schloss die Augen in Erwartung einer besänftigenden Zärtlichkeit, die sie in dieser schweren Stunde so dringen brauchte.

Wie erstaunt war sie, als Clayton ihr plötzlich mit einer zackigen Bewegung etwas aus ihrer Frisur zupfte – er hatte sich ihre Haarnadel geschnappt! Sie konnte gerade noch ein wütendes »Clayton!« ausstoßen, da hatte der Barbar ihren Kopfschmuck auch schon durchgebrochen und führte die beiden

Enden in das Türschloss ein. Am liebsten hätte sie ihm ihre Fäuste über den Schädel gezogen, doch da sprang die Tür auch schon mit einem Knacken auf. Sie musste zugeben, bei aller Wut und Enttäuschung war das eine beachtliche Leistung – und nicht zuletzt eine, die in ihrer Konsequenz endlich etwas Wärme und Erholung versprach.

Die Tür schwang auf und die beiden blickten in einen kleinen Lagerraum, in dessen Mitte ein klapperiges Feldbett zwischen ein paar Holzkisten stand. Es sah nicht allzu einladend aus, aber immerhin waren einige Decken darüber drapiert und somit war es ein bedeutend komfortableres Nachtlager als Claytons lumpiger Schlafsack, in dem sie die letzte Nacht auf steinhartem Boden verbracht hatte.

»Versuch, ein bisschen zu schlafen«, griff Clayton ihre Gedanken auf, wobei er sich auch schon wieder zur Tür wandte. »Ich verwische unsere Spuren und tanke auf«, erklärte er. Naina warf einen Blick über seine Schulter und erkannte einen tiefblauen Streifen, der die Silhouette der umliegenden Berggipfel sichtbar machte. »Die Sonne geht bald auf«, kommentierte sie. »Stimmt, viel Zeit ist nicht. Mach das beste draus!«, erklärte Clayton lakonisch.

\* \* \*

Ohne viel Mühe fand Clayton das, was er suchte. Die Treibstoffreserven des Lagers waren immer noch intakt, wenn auch die Spuren von Stemmwerkzeugen an den Stahltüren langsam mehr wurden. Zum Glück wussten nur die wenigsten um die besonderen Qualitäten des hier gelagerten Treibstoffes: Normales Benzin war instabil und nach vielen Jahrzehnten der Lagerung kippten die meisten Sorten irgendwann um – doch hier befanden sich Tanks voller feinsten Qualität, für militärischen Nutzen raffiniert. In den letzten Monaten vor dem völligen Zusammenbruch der alten Zivilisation hatte man noch vorgesorgt – auch wenn die damals Verantwortlichen sicher keine motorradfahrenden Outlaws als Abnehmer für ihren Edelstoff im Sinn hatten, ging es Clayton amüsiert durch den Kopf.

Als er wieder nach draußen ins leichte Schneetreiben trat, war das Tal bereits in ein bläuliches Zwielflicht gehüllt. Ein merkwürdiger Duft drang in seine Nase, die eigentlich noch leicht benebelt von den Ausdünstungen des Treibstoffes war. Clayton blieb kurz stehen und schaute sich irritiert um – ja, da war etwas in der kalten Luft, was dort nichts zu suchen hatte. Oder war das, was er spürte, nur ein Wetterumschwung, der sich ankündigte? Denn er wusste, schon allein die Färbung der morgendlichen Sonnenstrahlen deutete das Aufziehen eines Schneesturmes an. Kein gutes Zeichen, und vermutlich war es das, was seinen Instinkt für Gefahren zum Klingeln brachte. Mit einem Kopfschütteln setzte er seinen Weg fort. Und erst jetzt wagte Duke es, weiter zu atmen, denn die Luft hatte er bei Claytons erster Regelung sofort unbewusst angehalten.

Er stand nur etwa zwanzig Meter hinter Clayton an die Wellblechwand eines der containerartigen Gebäude gelehnt. Direkt hinter ihm war Johnny, dem er nun mit einer Geste zu verstehen gab, dass sie langsam weiter vorrücken konnten. Endlich lag ein Triumph in greifbarer Nähe, in wenigen Minuten würden sie dieses verräterische Schwein, den Mörder Virgils, zur Strecke gebracht haben!

Naina schlummerte derweil in einem fast schon komatösen, traumlosen Schlaf. Sie war so unglaublich erschöpft gewesen, und das halbwegs komfortable Feldbett hatte ihrem Körper das unmissverständliche Signal gegeben, ohne Rücksicht auf Verluste die bestmögliche Regeneration anzupeilen. So hätten sie kleinere Geräusche auf keinen Fall wecken können, doch sie öffnete trotzdem die Augen – denn ganz in ihrer Nähe erklang ein disharmonisches Quietschen; die rostige Eingangstür wurde geöffnet. Im Halbschlaf rechnete sie sich aus, dass das nur Claytons Rückkehr bedeuten konnte. Doch einen Sekundenbruchteil später war sie zu einhundert Prozent wach, denn aus ihrer Warte betrachtet sah sie etwas, das unmöglich war: Einen wandelnden Toten. Oder schlimmer noch – es war Matt!

Das Entsetzen und die Verwunderung standen ihr ins Gesicht geschrieben, als Matt sie mit einem irrem Blick musterte, der eine Mischung aus Triumph und Spott ausdrückte.

»Was hast du? Es ist doch nur dein Ehemann!«, raunzte er ihr kampflustig zu.

Kapitel 16

# Marked for Death



Im Visier des Todes

Matt Saberneck war ein erfahrener Jäger, Naina in dieser Situation das hilflose Reh, das nur noch seine großen Augen hatte, um sich zu verteidigen. Völlig umgekehrte Vorzeichen gab es hingegen wenige Meter entfernt, wo sich im dichter werdenden Schneetreiben eine ganz andere Jagdszene abspielte: Duke, wieder an eine der Baracken gelehnt, streckte langsam den Arm mit seiner Pistole aus. Er hatte den Rücken von Clayton Young direkt vor sich, es war ihm gelungen, sich an den vielleicht größten noch lebenden Gunslinger anzuschleichen, und er hatte ihn direkt im Visier. War es nun eine schändliche Tat, einfach abzu drücken? Musste man Mitleid mit einer tödlichen Schlange haben, der man einen fiesen Hinterhalt stellte? Trotz seiner Überlegungen fühlte er sich in dieser Situation wie der Gejagte – dabei musste er nur noch abdrücken und Young hatte nicht einmal seine Waffe gezogen. Doch während Duke kurz davor war, endlich seinen gesamten Mumm zusammenzunehmen und sein Gewissen mundtot zu machen, blieb Clayton plötzlich wieder stehen. Sofort stieg Panik in Duke auf, hatte er zulange gewartet? Schnell krümmte er seinen Zeigefinger um den Abzug, doch es war zu spät.

Clayton hatte die ganze Zeit gewusst, dass etwas nicht stimmte, und nachdem er seine Aufmerksamkeit in die vermutete Richtung der Störung gelegt hatte, waren ihm die Geräusche dieser Amateure sofort aufgefallen. Als er sich sicher war, dass zumindest einer der unbekanntenen Verfolger seine Deckung verlassen hatte, wirbelte er herum und zog seine Pistole im typischen, unnachahmlichen Clayton-Young-Stil innerhalb eines Sekundenbruchteils. Ein Sekundenbruchteil, indem es selbst einem gut ausgebildeten Soldaten wie Duke überhaupt erst einmal gelang, abzu drücken – fast synchron bellten ihre Waffen auf und Duke wartete erst gar nicht auf das Ergebnis dieses Instant-Duells. Er war sich nicht sicher, aber hätte ihm jemand gesagt, die beiden Kugeln hätten sich in der Luft gegenseitig getroffen und dadurch wirkungslos geworden, wäre es ihm nicht schwergefallen, das zu glauben. Er versuchte, mit ein paar weiteren Schüssen nachzusetzen, doch Clayton war bereits mit der Eleganz einer Raubkatze auf einen Kistenstapel gesprungen und

von dort durch die poröse Fensterscheibe eines leerstehenden Flachbaus gehechtet. Von dort aus konnte er aus der Deckung angreifen und sofort zerfetzten seine Kugeln das Wellblech vor Dukes Nase, während in seinem Rücken ein durch Adrenalin aufgepeitschter Johnny fast vor Wut explodierte.

»Scheiße!« entfuhr es Johnny, bevor Duke überhaupt in seiner üblichen, tiefstaplerischen Art ein »Mist« hervorbringen konnte. Eine weitere Kugel schlug ein Loch direkt neben seinem Kopf und unter einem weiteren »Mist« machte er sich immer kleiner. Johnny hingegen pumpte sich auf – wie konnte Duke nur so versagen? Dieser Idiot hätte die Ehre gehabt, Clayton Young kaltzumachen, doch genau wie Johnny es befürchtet hatte, waren seine Skrupel wieder in die Quere gekommen. Hätte er Johnny doch bloß vorgehen lassen, wie er es gefordert hatte, dann hätten sie jetzt nicht diesen höchst bleihaltigen Salat.

»Ich geh' ran!«, verkündete er seinem zimperlichen Kollegen mit herausgestreckter Brust, und bevor Duke ihn aufhalten konnte, rannte er davon, um Clayton zu flankieren. Schnell gab Duke ein wenig Blindfeuer ab, um Claytons Aufmerksamkeit auf sich zu bündeln. Laut hallten die Schüsse durch das Tal, durch die vielen metallenen Hangars und Lagerhallen wurden sie fast noch verstärkt. Dieser Krach machte Nainas Sorgen noch größer, die auf ihrem Bett bis an die Wand zurückgerutscht war und aus einer schützenden Embryonalhaltung heraus atemlos abwartete, was Matt nun tun würde. Ruhigen Schrittes näherte er sich, ohne die Augen von ihr zu lassen. Doch dann ließ er sich seufzend auf das Bett nieder, und ohne Naina großartig zu beachten, nahm er eine Tabakdose aus der Jackentasche – er fing seelenruhig an, sich eine Zigarette zu drehen, während draußen ein Konzert mit drei Bleispritzen gegeben wurde.

Johnny hatte inzwischen auch angefangen, Clayton unter Feuer zu nehmen, doch seine typische Ungeduld hatte seinen an sich guten Plan mal wieder verdorben. Statt in Ruhe zu zielen hatte er zu früh abgedrückt. Und nun nahm Clayton die beiden abwechselnd unter Feuer – wobei er, trotz seiner verschanzten Position, die Oberhand in diesem Dreiecksgefecht zu haben schien. Er nutzte eine kurze Feuerpause, um in der Deckung des

Gebäudes geduckt bis zum Ausgang voranzupirschen. Jetzt war er außerhalb des Schussfeldes von Johnny und konnte das Blatt wenden. Mit einer schnellen, gleitenden Bewegung tauchte er aus den Schatten einer offenen Tür auf, die Duke direkt gegenüberlag – Clayton hatte nun freies Schussfeld auf den jungen Soldaten, der angesichts seiner aussichtslosen Situation vor Angst erstarrte.

Die Todesgegenwart in seinem Blick, die bodenlose Angst, die jedoch mit einer hinnehmenden Akzeptanz verbunden war, ließ Clayton schon fast wieder zögern. Sollte er ihn zwingen, einfach die Waffe niederzulegen und ihn verschonen? Oder konnte er nun, da er durch den feigen Mord an Saberneck sowieso schon alle seine Prinzipien verraten hatte, nicht einfach abdrücken, und der Sache ein Ende machen? Doch noch während dieses Gedankens wurde ihm klar, dass das tiefe Brummen, das die Luft erzittern ließ, bei weitem nicht seinem Bauchgefühl entstammte – nein, es war ein schwerer Motor, und sämtlicher Logik zum Trotz schien das Geräusch von über ihm zu kommen!

Dies konnte nur eines bedeuten, doch selbst als er es mit eigenen Augen sah, konnte Clayton es kaum glauben: Ein Motorradreifen tauchte plötzlich an der drei Meter hohen Dachkante über ihm auf, und einen Sekundenbruchteil später sah er Barbara, die mit einer Maschinenpistole auf ihn feuerte! Clayton ließ sich nach hinten fallen und machte eine Rückwärtsrolle, so dass er der tödlichen Salve gerade noch ausweichen konnte.

Mit einem Krachen landete die Maschine im knietiefen Schnee und die Reifen gruben sich bis auf den bröckeligen Asphaltboden des Grundstückes durch, auf dem Barbara einen laut quietschenden Powerslide hinlegte. Duke hatte diese Rettung in letzter Sekunde inzwischen genutzt, um hinter ein paar der überall herumstehenden Metallkisten in Deckung zu gehen, doch glauben konnte er immer noch nicht ganz, was er gerade gesehen hatte.

Johnny ging es auch nicht viel anders. »Barb?«, platzte es aus ihm heraus, doch es war unmöglich, dass sie ihn über den Klang des blubbernden Motors überhaupt hörte.

»Barbara, was machst du hier?«, brüllte Duke aus voller Kehle aus seiner Deckung heraus. »Diesen Hurensohn umbringen!«, verkündete Barbara mit hasserfüllter Stimme und reckte ihre Machete in die Luft, nachdem sie die leergeschossene MP achtlos weggeworfen hatte. Sie ließ den Motor aufheulen und dann schnellte die Maschine mit einem Satz nach vorne; sie hielt geradewegs auf Clayton zu, der sich inzwischen aufgerappelt hatte. Erschrocken riss er die Augen auf – doch natürlich machte er sich um sein eigenes Wohlergehen keine Sorgen. Bisher hatte seine treue Pistole noch jeden Messerkampf für sich entschieden, und selbst wenn das Messer in diesem Fall fünfzig Zentimeter lang war und mit Dutzenden von Pferdestärken auf ihn zuraste, machte er sich mehr Sorgen um Barbara.

»HALT AN!«, schrie er, denn er sah, wie Barbara geradewegs auf die Mine zuraste, die er in der Nacht zuvor freigelegt hatte.

Natürlich hörte Barbara nicht auf Clayton, wenn sie denn überhaupt noch hätte reagieren können – ihre Maschine traf die Sprengfalle und das Stück Holz, das Clayton in den Zünder gesteckt hatte, gab nach. Sofort detonierte die altertümliche Kriegswaffe und glühendes Schrapnell bohrte sich in Barbaras Beine, in den Motor der alten BMW und schließlich auch in den Tank, so dass die Maschine und ihre Fahrerin innerhalb eines Sekundenbruchteils zu einem gleißenden Feuerball wurden.

Obwohl Clayton über zwanzig Meter entfernt war, spürte er die aufflammende Hitze in seinem Gesicht und die Flammen spiegelten sich in seinen weit aufgerissenen Augen. In dem infernaln Lärm, den die Explosion auslöste, glaubte Clayton sogar, den Schrei eines Babys gehört zu haben – doch das war mit Sicherheit nur eine Finte seines gebeutelten Gehirns. So oder so war es nun amtlich, dass seine mangelnde Kontrolle über seine Libido bereits den Tod von vier Menschen verursacht hatte – darunter eine schwangere Frau mit ihrer Leibesfrucht! Wenn so etwas wie Karma wirklich existierte, hatte er sich damit endgültig auf die unterste Stufe der Existenz katapultiert. Und auch, wenn er bisher nicht unbedingt der Meinung gewesen war, ein Gewissen zu haben – jetzt hatte er in jedem Fall ein schlechtes.

Als das Klingeln in seinen Ohren endlich nachließ, erreichte eine andere Form von Lärm sein Trommelfell – die sich überschlagenden Schreie von Duke und Johnny, die ihrer Fassungslosigkeit und Trauer über den Verlust ihrer Kameradin freien Lauf ließen.

Auch Matt blieb dieses Getöse nicht verborgen, dabei hatte er es gerade geschafft, eine außerordentlich sorgfältig gedrehte und entsprechend perfekt geformte Zigarette herzustellen. Naina starrte ihn immer noch an und wirkte völlig gelähmt, auch wenn der Krach der Explosion und die darauf folgenden, fast schon unmenschlich wirkenden Schreie ihre Angst noch vergrößerten. Für Matt war es ein klares Zeichen, dass seine Schüler überfordert waren. »Zur Hölle damit!«, grummelte er in seinen graumelierten Vollbart und warf seinen kunstvoll gefertigten Glimmstengel achtlos zu Boden, um draußen nach dem Rechten zu sehen.

Die drei Kontrahenten draußen waren immer noch wie gelähmt. Das, was passiert war, hatte keiner von ihnen gewollt. »Feuer einstellen!« rief Clayton von seiner Position. Er wollte kein weiteres Blutvergießen, diese Sache musste sich doch irgendwie anders regeln lassen. Schon Virgil hatte er nicht von seiner Dummheit abbringen können, doch zumindest dieser Duke schien ihm eine Stimme der Vernunft zu sein. In diesem Moment hatte sich der junge, dunkelhäutige Mann in der Nähe des schwarz verkrusteten und rot gesprenkelten Schnees hingekniet, sicher im Gedanken, erste Hilfe leisten zu müssen.

Doch was er sah, ließ ihn immer wieder in einer schrillen Stimme aufheulen und nach Luft japsen – Clayton war froh, dass seine Sicht auf das Opfer durch einige Materialkisten blockiert war. Aus dem Augenwinkel konnte er jedoch sehen, dass Johnny langsam aus seiner Schockstarre erwachte und die vorübergehende Blässe seines Gesichts einer knallroten Färbung wich.

»Feuer einstellen!«, rief Clayton erneut in seine Richtung, doch der Hass kochte endgültig in Johnny über.

»Wichser!«, gab er als Antwort auf Claytons Angebot zurück und fing an, wüst auf Clayton zu feuern. Seine Rage machte seine ansonsten einigermaßen anständige Zielgenauigkeit jedoch vollends zunichte. Auch Clayton packte jetzt die Wut; diese Bande war aber auch einfach absolut unbelehrbar und starrsinnig. Er kniff die Augen zusammen und zielte sorgfältig auf Johnnys Oberschenkel – diesmal sollte es nur eine Fleischwunde werden. Sein Schuss peitschte durch das Tal und Johnny wurde von der Wucht des Einschlags derart herumgerissen, dass er eine richtiggehende Pirouette hinlegte. Er schrie vor Schmerzen, nachdem er auf den Boden aufgeschlagen war, doch soweit Clayton sehen konnte, hatte er sein Ziel erreicht – Der Junge würde es überleben.

Als nächster war also Duke an der Reihe, der sich inzwischen aufgerichtet hatte und fassungslos zwischen Clayton und Johnny hin und her schaute. Da sein Unterkörper verdeckt war, würde es hier viel schwieriger werden, ihn kampfuntauglich zu machen, ohne gleich sein Leben zu beenden. Er musste seinen rechten Arm erwischen, der aber überwiegend aus Muskeln und Knochen bestand, von daher würde dieser Treffer definitiv bleibende Schäden hinterlassen. Aber wer nicht hören kann, muss eben fühlen – und zwar Schmerzen! Doch als Clayton gerade abdrücken wollte, war er es selbst, dem man eine Lektion erteilte.

Denn da war es wieder, dieses komische Gefühl – dieser kalte Hauch einer Vorahnung, der ihn kurz umwehte, bevor sein ganzes Weltbild aus den Fugen geriet. Seine feinen Ohren nahmen das Knirschen schwerer Stiefel im Schnee wahr – er wusste, es konnten weder Duke noch Johnny sein, und Naina war für diese Art von Geräusch viel zu leicht. Seine Pupillen schnellten kurz zur Seite und froren dann an einem für ihn unerklärlichen Anblick fest: Aus den weißen Schwaden des aufziehenden Schneesturmes tauchte eine Gestalt auf, gerade so, als würde sie dem Nebel des Totenflusses Styx entsteigen. Es war Matthew Saberneck, in Fleisch und Blut.

Zumindest hoffte Clayton das, denn wenn er bloß ein Geist oder ein Racheengel war, würde er ihm mit Waffengewalt nichts entgegensetzen können. Doch auch so war Clayton für einen Augenblick handlungsunfähig. Die Unwahrscheinlichkeit dieser Situation, gepaart mit seinem schlechten Gewissen und dem drohenden Omen, dass sein Gegner nun eine ganz neue Form von Macht besaß, ließ ihn unnötig lange zögern. Oder vielleicht war dieses unbeschreibliche Gefühl, das Clayton nie zuvor erlebt hatte – das im Grunde jedoch etwas ganz Banales war, nämlich Angst.

Das Lächeln, das in seiner unauffälligsten Form Saberneck's Lippen umspielte, zeugte jedenfalls davon, dass er dieses Gefühl in seinem Gegner erkannte, so wie ein Jäger es gewohnt war. Selbstbewusst streckte er den Arm mit seiner Pistole nach vorne und feuerte. Das gelähmte Stück Wild, das er im Visier hatte, ließ sich ohne Gegenwehr niederschließen, so wie es das Recht des Stärkeren in der Natur vorschrieb. In die Schulter getroffen ging Clayton von der Wucht des Aufpralls zu Boden.

Als das Blut schon spritzte, konnte er den Schmerz dieses Durchschusses noch gar nicht spüren – vermutlich aufgrund des physischen Schocks – doch dafür war ein anderer Schmerz eindeutig: Er, Clayton Young, hatte ein Duell verloren. Er war getroffen worden! Und wenn er jetzt nicht verdammt schnell war, würde er tot sein. Also raffte er all seine Kraft zusammen und kämpfte sich auf die Beine hoch. Strauchelnd ergriff er die Flucht, weg von Saberneck und seiner Gang.

Der Alte nahm natürlich die Verfolgung auf, mit langen Schritten setzte er seinem taumelnden Opfer ohne Eile nach. Duke eilte hingegen als erstes zu Johnny, der jedoch schon dabei war, seine Wunde mit einem Gürtel abzubinden. »Ich bin okay, schnapp ihn dir!«, krächzte er mit sich überschlagender Stimme, und ohne weitere Worte beeilte sich Duke, zu Matt aufzuschließen, der immer wieder einzelne Kugeln mit Clayton austauschte, ohne dass ihre Zielgenauigkeit während dieser schnellen Verfolgung wirklich gefährlich war.

Inzwischen machte sich auch Naina große Sorgen. Nachdem Matt sie alleingelassen hatte, war ihr Schock langsam verfliegen

und sie war im Begriff, ihr Nachtlager zu verlassen, um zu schauen, ob sie irgendetwas tun konnte – doch zuerst würde sie eine Waffe finden müssen! Als sie gerade die offenstehende Tür nach draußen erreicht hatte, kam ihr ein fürchterlich derangiert aussehender Johnny entgegen gehumpelt.

»Oh du Schlampe, du entkommst mir nicht!« rief er und bevor sie die Flucht ergreifen konnte, hatte er sie auch schon am Arm gepackt. »Zurück mit dir, du Flittchen!«

»Johnny?«, stammelte Naina erschrocken, den Blick auf seinen stark blutenden Oberschenkel gerichtet. Für einen kurzen Augenblick machte sie sich Sorgen um den jungen Mann, der damals bei ihrer Befreiung aus den Fängen des Gouverneurs geholfen hatte, doch dann schlugen diese Sorgen in Angst um.

»Dein Rumgehure ist an allem schuld!«, brüllte ihr Johnny hasserfüllt entgegen. Mit der einen Hand bedrohte er sie mit seiner Waffe, mit der anderen schubste er sie brutal zurück ins Innere des Verschlages.

»Aber Matt hat deinen Stecher schon am Arm getroffen, und jetzt macht er ihn kalt!«, setzte er nach und bemerkte mit großer Genugtuung, wie diese Worte Naina zusetzten. Was war sie bloß für eine Schlampe, die sich dem ersten auftauchenden Fremden bereitwillig hingab – und das, wo er selbst sie immer als eine Art heilige Unschuld angebetet hatte, gerade genug für einen Mann von Matts Kaliber. Genau diese Bewunderung für Matt war der Grund gewesen, warum Johnny aus seinen Gefühlen für Naina nie mehr hatte werden lassen, als eine kindliche Schwärmerei. Doch jetzt waren alle Barrieren gefallen; sie war von ihrem Thron gestürzt, war eine Ehebrecherin und Komplizin eines Mörders. Er würde seinen Spaß mit ihr haben.

»Warum denn die Tränchen?«, kostete Johnny diesen Moment aus und spürte, wie eine perverse Gier in ihm aufflammte. »Ich bin doch jetzt hier!«, rief er, als er Naina auf das Feldbett drückte und unter ihrem steinerweichenden Schluchzen anfang, an ihrer Kleidung zu zerren.

Clayton rannte inzwischen um sein Leben, die Schmerzen in seiner Schulter wurden immer stärker und er musste darum

kämpfen, nicht das Bewusstsein zu verlieren – und das, während er weiter von Matt und Duke beschossen wurde. Er hatte inzwischen den Außenbereich der Basis passiert, war durch das weit offenstehende Haupttor gelaufen und befand sich nun an der schwer verschneiten Serpentine, die aus dem tiefer gelegenen Tal zum Eingang hinauf führte. Sein Ziel war eben jene nebelige Tiefebene, in der er hoffte, seine Verfolger abschütteln zu können – doch er brauchte etwas mehr Vorsprung. Vielleicht konnte er sich diesen erkaufen, indem er ihnen ein paar Kugeln vor die Füße setzte. In vollem Lauf drehte er sich um und zielte, doch da sackte sein Fuß in einem vom Schnee verdeckten Schlagloch ein, er stolperte und stürzte nach vorne. Aus einem Reflex heraus versuchte er, sich mit einer Vorwärtsrolle abzufangen, doch das war in diesem Fall ein Fehler: Durch den zusätzlich Schwung katapultierte er sich über die Kante der Serpentine auf einen sehr steilen Abhang. Wie eine menschliche Lawine stürzte er Hals über Kopf hinunter und beim zweiten Aufprall schlug er mit der Stirn gegen seine Pistole, die er verzweifelt umklammerte.

Matt und Duke beobachteten vom Straßenrand aus, wie das schwarze Knäuel, das vor wenigen Minuten noch der gefährlichste Gunslinger der Welt gewesen war, hilflos im dichten Nebel des Tales verschwand. Duke machte einen unsicheren Schritt in Richtung des Abgrundes, doch Matt hielt ihn an der Schulter fest. »Warte, Duke! Da zieht ein Whiteout auf«, sagt er. »Du meinst, wir verlieren ihn da drin?«, fragte Duke.

»Er wird sich sogar selbst da drin verlieren!«, gab Matt oralhaft zurück, in Gedanken bei einem Erlebnis, das sich ihm bei seiner damals jungen Karriere als Trapper für immer in sein Bewusstsein eingebrannt hatte. Ein Wissen, das Duke fehlte, wie er aus dessen fragendem Blick schließen konnte. »Er wird Schneeblind«, fügte er deswegen als Erklärung hinzu. Dann bedeutete er seinem Schüler mit einer Kopfbewegung, dass es Zeit war, zu gehen. Wortlos liefen die beiden Männer zurück in die Militärbasis, ohne noch einmal zurückzuschauen.

Naina kämpfte in der Zwischenzeit um ihr Leben, doch noch wichtiger war ihr in diesem Moment ihre Menschenwürde. Johnny zappelte wie ein wild grunzendes Tier auf ihr, das Gewicht seines massigen Körpers drückte sie tief in den Rahmen des ausgeleierte Feldbettes, das dadurch zu einer schmierigen Falle wurde. Sie schaffte es nicht, ihre Hände in eine Position zu bringen, in der ihre Arme irgendeine Hebelwirkung entfalten konnten. Dabei war Johnnys Waffe längst unbeachtet auf dem Boden gelandet, denn sein Geist schien komplett von Trieben eingenommen worden zu sein – noch schlimmer war vermutlich das gesamte Blut aus seinem Gehirn in tiefere Regionen gewandert, denn nur zu deutlich spürte sie, wie seine Erektion sich an der langen Unterhose rieb, die sie unter ihrem Winterkleid trug. Wie ein Berserker riss Johnny an diesem Kleidungsstück, während der Sabber nur so aus seinen Mundwinkeln spritzte – diese Besudelung ließ die panische Angst und das ohnmächtige Gefühl bodenlosen Ekels in ihr noch weiter steigen. Ihr Glück war, dass Johnny absolut planlos darin war, sowohl seinen kompliziert aufzuknöpfenden Overall sowie ihre verschiedenen Schichten der Unterwäsche sinnvoll aus dem Weg zu räumen, doch jetzt merkte er, dass ihre Bewegungen so eingeschränkt waren, dass sie keine Gegenwehr mehr liefern konnte und wurde noch rabiater. Naina wusste, dass es nur nicht mehr lange dauern konnte, bis er brutal in sie eindringen würde. Lieber wäre sie auf der Stelle gestorben. Doch dazu sollte es nicht kommen.

»Was ist hier los?«, donnerte auf einmal eine mächtige Stimme durch den Raum, die die brüchigen Scheiben in den Fenstern erzittern ließ. Ein vor Wut kochender Matt stürmte an das Feldbett, während Duke vor Scham und Entsetzen beinahe versteiferte.

»Runter von ihr!«, brüllte Matt, als er Johnny brutal von seinem Opfer riss und ihn zu Boden schubste. Der musste sich erst einmal für einen Sekundenbruchteil orientieren und auf die neue Situation einstellen, die ihn abrupt aus einem orgiastischen Paradies herausgerissen hatte. Sein Blick folgte Naina, die wie eine Sprungfeder aus dem Feldbett hochgeschnellt war, nach-

dem sie sich endlich wieder bewegen konnte, und sich nun schluchzend an eine Wand drückte. Sollte diese Schlampe wirklich wieder ihrer gerechten Strafe entgehen?

»Dafür sind Nutten doch da!«, krächzte Johnny voller Verwunderung und ließ damit endgültig eine Sicherung in Matts Schädel durchbrennen. »WAS?!?«, schrie er ihm aus nächster Nähe ins Gesicht und stürzte sich dann mit seinem ganzen Körpergewicht auf ihn, wobei er ihn mit schweren Faustschlägen auf Stirn und Wangen traktierte. Johnny war vollkommen überwältigt und konnte in seiner Überforderung keinerlei Gegenwehr leisten. Atemlos sah Duke zu, wie Blutstropfen durch die Luft flogen – die Wucht dieser Schläge konnte kein menschliches Wesen lange aushalten!

»Matt! Du bringst ihn um!«, versuchte er, seinen Mentor zur Raison zu bringen, wobei er halbherzig an seinen Schultern zog.

Seine Intervention hatte Erfolg, denn Matt kam halbwegs zu Sinnen, erkannte sein Tun und ließ von seinem blutüberströmten Opfer ab. Kopfschüttelnd richtete er sich auf und lief dann schweigend an Duke vorbei, um etwas frische Luft zu atmen und sich in Türnähe abzukühlen.

Als Johnny sich mühsam aufrichtete, war sein Gesicht übel geschwollen, doch immerhin lebte er. »Alles okay?«, fragte Duke besorgt, wobei er mit seinem lockeren Unterton die explosive Situation etwas entschärfen wollte. Doch dies gelang ihm nicht.

»Nicht mehr lange!«, gurgelte es aus Johnny heraus und mit schreckgeweiteten Augen sah Duke, dass er auf einmal eine Pistole in der Hand hatte! Wie in Zeitlupe und völlig Abseits der Befähigung, etwas zu unternehmen verfolgte er, wie Johnny den Arm in Richtung Naina ausstreckte, die einen ohrenbetäubenden Schrei ausstieß.

Vielleicht war es zuletzt dieser hochfrequente Schrei, der in Matt die Reaktion provozierte, das zu tun, was er am besten konnte: Ohne zu überlegen hatte er in einer einzigen, blitzschnellen Bewegung seine Waffe gezogen, gezielt und abgedrückt.

Johnnys Kopf wurde von der Wucht der in seine Schläfe eindringenden Kugel zur Seite gerissen, sein Blut spritzte an die Wand. Er war tot, noch bevor er mit einem grässlichen Krachen auf den Boden aufschlug – wobei dieses Geräusch fast in dem nun noch intensiveren Schreien und Weinen von Naina unterging. Als sie Matts hasserfüllten, strafenden Blick wahrnahm, der nun auf ihr ruhte, und der ihr bewusst machte, wozu sie ihn mit ihren Taten getrieben hatte, versagten ihr jedoch sogar die Tränen ihren Dienst.

Mit einem Schlag beruhigte sie sich – ängstlich, wie Matt nun reagieren würde. Doch der ließ sich kaum eine Regung anmerken, als er knurrte: »Pack deine Sachen! Wir fahren heim.«



Kapitel 17

# The Big Chill

—

# Das große Zittern

Clayton war verloren. Am Ende seiner Kräfte tapste er durch knietiefen Schnee, umgeben von dichtem Nebel, der von wild durcheinanderwirbelnden Flocken durchsetzt war. Unkontrolliert lief das Blut mit jedem Schritt aus seiner linken Schulter, obwohl er die Wunde mit aller Kraft zudrückte. Der rote Lebenssaft rann seinen Ärmel hinunter, trat zwischen seiner Jacke und den schwarzen Lederhandschuhen wieder hervor und tropfte in den Schnee. Seine Verfolger hatte er abgeschüttelt, das war klar, doch was sollte er jetzt tun? Er musste seine Wunde versorgen und dazu brauchte er irgendeine Form von Werkzeug – doch hier war nichts außer Schnee. Seine beste Option wäre, zurück zur Basis zu finden, selbst wenn er dann gefangenegenommen würde. Vielleicht würden sie ihn sogar umbringen, doch wenigstens könnte er vorher noch etwas für Naina tun, indem er die ganze Schuld auf sich nahm. Er hätte schließlich wissen müssen, was passieren würde – er hätte das Verantwortungsbewusstsein und den Mut haben müssen, selbst nach Matt zu schauen, bevor er irgendwelche Entscheidungen traf. Und er war es auch, der Virgil erschossen hatte und damit die endgültige Eskalation der Lage herbeigeführt hatte.

Wäre er doch nur früher auf die Idee gekommen, dass der Schlüssel zu seiner Erlösung, auch wenn sie nicht allzu lange währen würde, die Rückkehr in die Militärbasis war. Doch seinem Fluchtinstinkt folgend hatte er zunächst seine Bewegungsrichtung weg von Matt und seinen Jungs fortgesetzt. Jetzt lief er schon gefühlte Ewigkeiten zurück und fragte sich, wie es sein konnte, dass er den Hang nicht längst wieder erreicht hatte. Fieberhaft durchsuchte er den Schnee vor sich nach irgendwelchen Anzeichen, dass er auf dem richtigen Weg war – doch selbst seine eigenen Fußstapfen würden wahrscheinlich bei diesem starken Schneefall inzwischen schon nicht mehr sichtbar sein. Doch da fiel ihm etwas ins Auge, das aus der einförmigen, weißen Masse des Schnees herausstach – ungeduldig stürzte er darauf zu und sah, dass es ein kirschroter Fleck war – sein Blut! Er war also auf dem richtigen Wege ... doch irgendetwas stimmte nicht. Er sah zwar eine Spur aus Blutstropfen und sein erstes Gefühl war eine Erleichterung, dass er diesen nun würde

folgen können ... doch als er die Augen zusammenkniff, um den Nebel mit seinem Blick besser durchdringen zu können, sah er, dass diese Tropfen eine Kreisform beschrieben.

Langsam drehte Clayton den Kopf, um ihrem Pfad zu folgen... Sehr alt konnten die Tropfen noch nicht sein, so deutlich sichtbar, wie sie waren, und eine niederschmetternde Gewissheit überkam ihn: Er war die letzten Minuten im Kreis gelaufen! Das bedeutete, sein Orientierungssinn hatte ihn komplett verlassen. Ungläubig starrte er an seiner Hand hinab, von der das Blut weiter in einem stetigen Strom tropfte. Wie viel Blut hatte er denn überhaupt schon verloren? Wie viel Blut war in seinem Körper? Trotz des vielen Schnees flackerte es schwarz vor seinen Augen und die weiße Welt um ihn herum, die keinen Himmel und keinen Boden mehr hatte, begann sich zu drehen. Er stürzte hart in den Schnee, doch der Aufprall schmerzte nicht. Obwohl seine Knochen krachten, spürte er nichts. Der Schnee war weich wie ein Meer aus Daunenfedern. Und er war auch überhaupt nicht kalt, im Gegenteil, er war angenehm warm, wie eine frisch eingelassene Badewanne. Clayton schloss die Augen, und um ihn herum wurde es dunkel.

\* \* \*

»Nur ein normaler Mann ...«, hallte eine donnernde Stimme durch das Tal. »...dessen Ehre ... dessen Ehre ...« Die Worte wirkten abgehackt, sie kamen und gingen mit dem säuselnden Wind. Sie zischten und verformten sich, doch sie waren eindeutig da. Langsam öffnete Clayton die Augen. Aus Schwarz wurde wieder Weiß, wie lange war er bewusstlos gewesen? Der Schneesturm tobte immer noch, doch das Weiß war von einem wirren Rauschen durchsetzt, als würde man mit geschlossenen Augen versuchen, etwas zu sehen – ein Zeitvertreib, den Clayton als Kind gerne betrieben hatte, wenn er nicht einschlafen konnte. Das Farbenspiel, das dann hinter seinen geschlossenen Lidern tobte, hatte er sich als Ansammlung der bunten Flaggen der vielen Länder vorgestellt, die es früher einmal gegeben hatte. Sein Großvater hatte sie ihm in einem Buch gezeigt und gesagt,

er solle sie sich einprägen – denn kurz darauf war der dicke Atlas im Ofen verschwunden, um sie vor dem Erfrieren zu bewahren.

Vor dem Erfrieren ... war das jetzt ein Traum? Oder sah Clayton diese Farben, dieses Flackern, wirklich vor sich im Nebel? Langsam schälte sich eine Gestalt aus dem weißen Nichts. Es musste Saberneck sein, der ihn endlich gefunden hatte... Ja, es war seine Stimme!

»Nur ein normaler Mann«, setzte er wieder an, »... dessen Ehre ihn nicht davon abhält, dich von hinten zu erschießen!«

Jetzt sah Clayton Matt deutlich vor sich. Jedenfalls soweit man das bei seiner schwammigen Wahrnehmung sagen konnte. Irgendwie wirkte Matt sehr blass ... fast wie ein Geist ... aber er lebte doch noch! Und Clayton hatte auch nichts dagegen, dass ihm der Bruch seiner Ehre vorgeworfen wurde. Er hatte es ja nicht anders verdient. Mühsam reckte er seine Hand nach oben – seine Gelenke waren wie eingefroren – damit Matt ihn hochziehen konnte. Doch in einer Windböe verlor der alte Trapper seine Gestalt. Es war, als würden die Atome seines Körpers durcheinandergewirbelt, als würden sie sich mit dem dichten Schneetreiben vermengen – und dann bildeten sie eine neue Form. Clayton rutschte das Herz in den Magen, als er Naina vor sich stehen sah.

»Du bist ein Feigling!«, rief sie enttäuscht über das tosende Rauschen des Sturmes. Mit Mühe versuchte Clayton, ihr zu widersprechen, doch schon ging Nainas Tirade weiter: »Du hast Angst davor, jemanden an dich ran zu lassen!«

Jetzt ahnte Clayton, was hier vor sich ging. Er lag im Sterben! Was hatte er nicht für Geschichten darüber gehört – von einem Licht am Ende des Tunnels, oder dass man sah, wie das Leben als Film noch einmal vor dem geistigen Auge ablief. Dann gab es natürlich auch die Geschichten von Himmel und Hölle, von einem Gericht, das über den Sterbenden zu entscheiden hatte.

Jetzt wurde ihm klar: Dieser Teil stimmte. Das Gericht tagte über ihn, und den Schuldspruch würde er gleich zu hören bekommen. Flackernd erschien das Gesicht von Gouverneur La-

fort vor ihm – selbst in dieser amorphen Gestalt war sein typisch spöttischer Gesichtsausdruck klar zu erkennen. Seine pointierte Sprechweise durchschnitt das Tosen des Sturmes: »Was ich bis jetzt gesehen habe, lässt mich an ihrem legendären Status zweifeln!«

Clayton erkannte diese Worte, Lafort hatte sie bei ihrem ersten Zusammentreffen an ihn gerichtet. Kurz verlor der Gouverneur seine Form, dann tauchte er wieder auf – aber viel näher; größer. Seine Augenbrauen verzogen sich in unverhohlener Skepsis, seine Stimme war von gespielter Mitleid gefärbt: »Sie werden so einsam sterben, wie sie gelebt haben.«

Die Nähe dieser fiesen Fratze und die ungeschminkte Wahrheit in seiner Aussage verpassten Clayton einen Adrenalinstoß – es musste pure Angst sein, die ihn einen Satz nach hinten machen ließ. Während der Gouverneur in ein unheiliges, schallendes Gelächter ausbrach, richtete sich Clayton in einer unsicheren Bewegung auf und zog gleichzeitig seine Waffe. Mit einem Schrei des Widerstandes begann er, auf seinen Peiniger zu feuern, um ihm endlich das verdammte Maul zu stopfen. Doch der Nebel schluckte seine Kugeln als würde er in einer riesigen Wattewolke stecken, und Laforts Gelächter gewann angesichts der Sinnlosigkeit seines Tuns noch an Lautstärke. Überall tauchten Schemen im Nebel auf, die Clayton ebenfalls verspotteten, von überall her drangen die Schmähungen an seine Ohren. Wie im Wahn feuerte Clayton wild in das Schneegestöber, als plötzlich ein schrilles Geräusch an seine Ohren drang – da war etwas unorganisches, etwas metallisches – mit einem lauten Pfeifen war eine seiner Kugel von irgendetwas abgeprallt!

Mit einem Windstoß lösten sich die furchteinflößenden Gestalten in eine Unzahl von Schneeflocken auf. Der Fiebertraum, den Clayton gerade erlebt hatte, war wirklich ein Gericht gewesen, und seine Strafe war zur Bewährung ausgesetzt. Denn eine seiner Kugeln hatte etwas getroffen, das sich nicht allzu weit weg befand, und dabei konnte es sich nur um die stählernen Befestigungen des Hanges handeln, die die Straße hinauf zur Basis abstützten. Zur Kontrolle setzte er einen weiteren Schuss in

diese Richtung ab, und wieder hörte er das unverkennbare Geräusch eines Querschlägers.

Nun wusste er, in welche Richtung er laufen musste, er hatte also eine weitere Chance erhalten. Vielleicht die letzte. Während er sich in Bewegung setzte, dachte er darüber nach, was diese bizarre Nahtoderfahrung ihn lehren konnte. Er hatte in seinem Leben einige herausragende Talente entwickelt, doch hatte er sie stets leichtfertig eingesetzt. Immer war er nur den Weg des geringsten Widerstandes gegangen, den Weg, von dem nur er selbst profitierte. Wenn er aus dieser Situation lebend herauskommen würde, wäre es wohl an der Zeit, mal etwas anderes zu probieren.

Schon bald erreichte Clayton den Aufstieg zur Basis, der Sturm nahm inzwischen ab. Mit Mühe quälte er sich nach oben und erreichte schon bald die immer noch in lodernden Flammen stehenden Überreste von Barbaras Maschine. Das war genau, was Clayton brauchte. Er ließ sich in der Wärme des lodernden Feuers fallen und genoss für einen Moment das Gefühl seiner langsam auftauenden Gliedmaßen. Damit nahm aber auch wieder der Schmerz seiner Schusswunde zu, und er wusste, dass er sich als nächstes selbst noch viel höllischeren Schmerzen aussetzen musste. Nachdem er sich kurz umgeschaut hatte, fand er einen geeignetes Metallteil, einen Stab, der vermutlich zum Rahmen der Maschine gehört hatte. Er rammte ein Ende direkt in die Flammen und begann, seine übereinander geschichteten Westen und Jacken zu öffnen, um die Wunde freizulegen.

Bis er das geschafft hatte, war das andere Ende des Stabes bereits rotglühend. Clayton nahm all seine Willenskraft zusammen, atmete einmal tief durch – und drückte dieses Brenneisen dann auf sein nacktes Fleisch. Ein zischendes Geräusch ertönte, was ihn trotz der höllischen Schmerzen an das Braten von Hamburgern denken ließ. Ein schöner Gedanke, der ihn die Folterqual noch eine Extrasekunde aushalten ließ – doch als auch der passende Geruch eines schön gegrillten Fleischgerichts an seine Nase drang, begann er in wilden Spasmen zu zucken. Überbordender Ekel und die völlige Überlastung seiner Schmerzzentren

ließen ihn das Folterwerkzeug, das gleichzeitig ein Lebensspender war, da es die blutende Wunde versiegelt hatte, zu Boden schleudern.

Stöhnend versuchte Clayton, seine Jacke wieder zu schließen, doch er war am Ende seiner Kräfte. Schon bevor er rückwärts auf den tauenden Boden schlug, hatte er das Bewusstsein verloren. So lag er einfach da, in der wärmenden Nähe des Benzinfeuers, und überließ seinem Körper das Kommando über seine Selbstheilungskräfte.



## Kapitel 18

**Some Like It Hot**

—

**Manche mögen's heiß**

In der Zentrale des Gouverneurs war die Stimmung aufgeheizt. Lafort konnte spüren, dass die Entwicklung der letzten Tage sich einem Höhepunkt näherte. Auch wenn er sich nichts anmerken lassen durfte, war der Stress, der auf seinen Schultern lastete, extrem. Zum Glück hatte er eine zuverlässige Methode entwickelt, damit umzugehen: Er konnte sehr gut Dampf ablassen, indem er seine Untergebenen zusammenstauchte.

»Du kümmerst dich um mein Schwert, Jack«, herrschte er den Sheriff an, der an dem großen Konferenztisch neben ihm saß. »Und bau' diesmal keinen Mist!«, fügte er drohend hinzu.

Die Jungs von Saberneck hatten seine legendäre Waffe zerstört, die er durchaus als ein Symbol seiner Regentschaft, wenn nicht sogar seiner Manneskraft sah. Ein authentisches Stück aus dem altertümlichen Japan von geradezu unschätzbarem Wert. Immerhin gab es einen fähigen Schmied in einem nicht allzu weit entfernten Tal, der ihm einen Ersatz herstellen konnte – indem er Griff und Handstück an eine neue Schneide montierte, würde der Verlust zunächst unsichtbar bleiben, bis er in der Lage wäre, sich ein weiteres Original aus dem fernsten Osten zu beschaffen. Man konnte nie wissen, vielleicht würde es ihm sogar möglich sein, ein noch edleres Stück zu erlangen. Zeit dafür würde er genug haben, wenn er erst einmal Naina zurück an seiner Seite hatte. Der Gedanke an sie ließ ihn im Geiste abschweifen, an einem Ort schwelgend, der Vergangenheit und Zukunft vereinte – bis seine kurze Tagträumerei auf das härteste abgewürgt wurde.

Deputy Frank Holden kam völlig außer Atem in den Raum gestürmt. Der Gouverneur warf ihm einen bösen Blick für sein respekt- und würdeloses Auftreten zu und Holden nahm augenblicklich Haltung an. Trotzdem war seine übliche Nervosität spürbar, dieser Drang, alles richtig zu machen und allen zu beweisen, dass er ein echter Mann war – wenn es auch genau dieses unfokussierte Streben war, das ihn immer wieder darin scheitern ließ.

»Es gab eine Schießerei in der alten Militärbasis! Clayton Young ist verletzt worden und in einem Whiteout verschwunden!« Holden bremste sich für einen Moment, um einen kurzen

Seitenblick auf seinen Herrscher zu werfen – in der Hoffnung, dass seine Worte sein Interesse erweckten. Das taten sie ganz eindeutig, Lafort schien vor Anspannung fast zu platzen. Doch genau diese fast schon spürbare Aufregung war es, die den jungen Deputy wieder einmal zu Fall brachte: »Und Saberneck ist mit seiner Frau abgehauen«, stieß er unüberlegt hervor.

Wie von der Tarantel gestochen sprang Lafort ohne jeglichen vorher erkennbaren Ansatz auf und hatte innerhalb eines Sekundenbruchteils seine Hand an der Kehle Holdens, dem sein Fehler sofort bewusst wurde: »Mit ihrer Frau!«, korrigierte er sich erschrocken, »Ich meinte ›ihre Frau‹, Sir!«

Der Gouverneur warf ihm noch einen tödlich bösen Blick zu, doch sein gekränkter Ehrgeiz schien fürs erste befriedigt. Er musste darauf achten, vor seinen Männern nicht die Kontrolle zu verlieren. Das, worum es hier eigentlich ging, durfte auf keinen Fall zu sehr ins Rampenlicht gestellt werden. Diese ungläubigen Barbaren würden es sowieso nicht verstehen. Als schaltete Lafort wieder in den Modus des großen Anführers und ging dozierend ein paar Schritte auf und ab.

»Genau so hatte ich es vorhergesehen«, verkündete er, was ihm die gespannten Blicke von Marschall Clarke und Sheriff Jack sicherte, die sich breitbeinig auf ihren Stühlen lümmelten, während Frank Holden den Schrecken noch nicht verdaut hatte und leicht zitternd vor einem leeren Platz stand.

Der Gouverneur fuhr fort: »Matthew Saberneck ist ein Sklave seiner Prinzipien, deswegen wird er auf sein Land zurückkehren«, prognostizierte er. Sein Blick verlagerte sich in die Ferne; in die Zukunft, die er sich schon bald zu eigen machen würde.

»Aber diesmal werde ich dort auf ihn warten«, sagte er fast mehr zu sich selbst.

Marschall Clarke wirkte überrascht: »Sie wollen selbst auf diese Mission mitkommen?«, fragte er forsch.

»Natürlich«, schnarrte der Gouverneur sofort, als müsse dies jedem absolut klar sein. »Ich will ganz nah dran sein, wenn wir sie töten.«

Es entstand ein kurzer Moment der Leere, der wiederum Deputy Franks Trieb zur Selbstsabotage befeuerte: »Also töten wir

sie alle?«, platzte es aus ihm heraus, und als sich diese Szene bildlich vor Laforts geistigem Auge manifestierte, brannte bei ihm eine Sicherung durch. Mit einem Satz war er an der Seite des Deputys und bevor irgendjemand reagieren konnte, hatte er seinen Schädel auch schon mit voller Wucht auf die Tischplatte geknallt. Während der Klang des trockenen Holzes noch durch die Dachkuppel echote, schrie der Gouverneur ihn aus voller Kehle an: »NEIN, du Idiot! Für jede Schramme, die sie abkriegt, verlierst du ein Körperteil!«

Das typische, dumm-leere Gesicht des Deputys ließ es nun völlig mit Lafort durchgehen. Dieser Affe wollte wohl seiner Naina ein Haar krümmen, dabei war er es nicht mal wert, sie mit ihren Blicken belästigen zu dürfen. Er war unwürdig, nicht lebensfähig, er musste sterben!

Während der Deputy mit erstickter Stimme um Gnade winselte, drückte Lafort seine Hände immer fester um seine Kehle, bis sich die Augäpfel des Jungen nach oben drehten. Sheriff Jack und Marschall Clarke beobachteten die Szene in blinder Ohnmacht. Vor allem der Sheriff, dem Frank Holden durch seine leichte Hilflosigkeit wie ein Schutzbefohlener ans Herz gewachsen war, rang mit sich. Im Prinzip wäre er bereit, seinen Herrscher anzugreifen. Er wusste, nachdem er sich in jungen Jahren seinen Lebensunterhalt mit Preisboxen verdient hatte, würde ein Schwinger von ihm den Despoten auf die Bretter schicken. Nur musste er ihn dafür auch wirklich treffen, und das würde Lafort mit seinen Kenntnissen in den fernöstlichen Kampfkünsten zu verhindern wissen. Am meisten aber lähmte ihn die Angst um seinen Sohn, dessen Leben bei einem Fehlverhalten ebenfalls auf dem Spiel stand, und so brachte er nicht die leiseste Bewegung zustande, geschweige denn ein Wort des Widerstandes.

Dies wurde auch Marschall Clarke bewusst, denn eigentlich läge es im Kompetenzbereich des Sheriffs, für seinen Untergebenen zu sprechen. Doch er konnte langsam nicht mehr ignorieren, dass sich eine Willkürlichkeit im Verhalten seines obersten Befehlshabers abzeichnete, die schon zu vielen seiner Männer das Leben gekostet hatte. Also brach er das Protokoll

und erhob das Wort: »Ich bitte sprechen zu dürfen«, stieß er hervor – ein Satz, der für seine Verhältnisse überraschend wenig Druck hatte. »Sprechen sie so viel sie wollen«, zischte Lafort, während er Deputy Frank weiter würgte, dem schon längst alle Farbe aus dem Gesicht gewichen war.

»Ich bitte darum, frei sprechen zu dürfen, Sir!«, empörte sich der Marschall mit einer Intonation, die trotz aller Dringlichkeit etwas Flehentliches hatte. Vielleicht war es diese Diskrepanz, die Laforts Geist einen Moment aus der Welt ihrer blinden Rage riss, so dass ihm sein eigenes Tun bewusst wurde. Angewidert stieß er den kraftlosen Deputy zu Boden. Sofort sprang Sheriff Jack an die Seite des Gefallenen und stützte seinen Oberkörper, um ihm dabei zu helfen, langsam wieder Luft zu bekommen.

Der vor Wut schäumende Gouverneur vollführte indes mit großer Geste eine Drehung, in der er versuchte, seine Wut abzuschütteln und sie in eine Verächtlichkeit umzuwandeln, die er Clarke sogleich an den Kopf warf.

»Versteckst du dich wieder hinter deiner Maske aus militärischem Blödsinn, Philipp?«, suchte er den Marschall zu erniedrigen. Die Bitte »frei sprechen« zu dürfen, hallte immer noch durch seinen Geist – es war militärischer Code für das Anliegen, seinen Vorgesetzten abseits des Protokolls kritisieren zu dürfen. Und das nach all dem, was sie zusammen erlebt hatten. Immer das militärische Gehabe, immer dieses Verstecken hinter der Uniform.

»Ich bin inzwischen diese Maske, Sir«, konterte der Marschall diese Strömung, die er problemlos wahrnehmen konnte. »Ansonsten hätte ich viele ihrer Befehle gar nicht ausführen können, Sir«, feuerte er zurück, und damit traf er bei Lafort tatsächlich eine wunde Stelle.

Unvorstellbare Dinge hatte der Diktator von seinem Untergebenen verlangt, und dabei den Glauben gehabt, diese Taten würden die beiden Männer eher zusammenschweißen, als sie auseinander zu treiben. Doch nun erkannte er: Er hatte seinen treuesten Mitstreiter damit von sich entfremdet. Aber wer brauchte in dieser Welt schon Freunde, was nützte ihm Verständnis? Er brauchte blinde Gefolgschaft, und die sollte Marschall

Clarke gefälligst leisten, auch in dieser Situation. Wie konnte man das besser erreichen, als mit einer Provokation?

»Nach all dem Töten, nach all diesen Morden, hast du auf einmal Angst vor Saberneck?«, fragte er theatralisch. Eine Unterstellung, die eines Mannes wie Clarke wirklich unwürdig war, und das wusste er. Sie traf auch in keinster Weise so, wie sie gemeint war, sondern perlte einfach nur an dem langsam ergrauenden Berg eines Mannes ab, der vor ihm stand.

Tief atmete der Marschall durch, er pumpte sich zu seiner vollen Größe auf – und auch wenn er den schlanken, hochgewachsenen Gouverneur damit immer noch nicht überragte, sprach er nun mit erhobenem Kopf und seinem ganzen Stolz, der ihm die moralische Überlegenheit gewährte: »Ich will damit nur sagen, dass Sie Angst haben sollten, Sir.«

Damit hatte Lafort nicht gerechnet. Was ihm sein Untergebener hier vorwarf, war Hybris – und er hatte nicht unrecht. Vielleicht sonnte er sich nach all den Jahren der Regentschaft zu sehr in seiner Rolle als Herrscher. Vielleicht stand sein Thron nicht so fest, wie er dachte, denn Saberneck hatte mehr als einmal bewiesen, dass er verdammt schwer totzukriegen war. Doch was noch mehr in Marschall Clarkes Worten mitschwang, war die Dringlichkeit, eines nicht zu vergessen: Bei all seiner Genialität war selbst er, Gouverneur Bavesch Lafort, auch nur ein Mensch; ein Sterblicher. Zu viel Tollkühnheit konnte selbst er mit dem Leben bezahlen.

Dieser Gedanke warf ihn aus der Bahn, er hatte ihn lange nicht mehr konsequent zu Ende gedacht. Und das, obwohl die Schriften seiner östlichen Lehrmeister stets dazu aufriefen, sich den eigenen Tod vor Augen zu halten – jeden Tag ein Szenario zu entwerfen, wie man selbst das Leben verlieren konnte. Und das nicht mit dem Ziel, es zu verhindern, sondern um sich damit zu arrangieren.

Auch wenn Lafort sich sicher war, diesen Weisheiten schon bald ein Schnippchen zu schlagen, indem er mit Naina an seiner Seite unbesiegbar würde, hatte Clarke doch durchaus einen Nerv getroffen. Vorsicht war die Mutter der Porzellankiste.

Unter der Wirkung dieser schweren Gedanken ließ Lafort sich in seinen Sessel fallen. Nachdenklich und ernst beschwor er sein übliches, präsidiales Auftreten hervor und verkündete den Einsatzplan: »Wir werden drei Einheiten mitnehmen.«

Damit hatte er die Einsatztruppe schon fast unanständig groß gemacht, um eine Gruppe von zwei bis drei Bewaffneten zu stellen, Saberneck hin oder her. Entsprechend zufrieden nickte Marschall Clarke, das sollte bei entsprechend strategischer Vorbereitung auf jeden Fall reichen. Nun gab es für Lafort nur noch eine Kleinigkeit, die erledigt werden musste: »Und Jack, du kümmerst dich um diesen verdammten Clayton Young«, verkündete er.

Der Sheriff erhob sich, sein Schützling war zwar immer noch mächtig aufgebracht, doch er atmete inzwischen wieder einigermaßen gleichmäßig. Die Wut kochte auch noch im Herzen von Jack, doch er bemühte sich, dem Vorbild des Despoten zu folgen und nach außen hin nichts als Ruhe auszustrahlen.

»Schön, aber wie soll ich ihn den finden?«, fragte er herausfordernd, als er sich dem Gouverneur fast schon in drohender Pose näherte, und fügte schnippisch hinzu: »Der ist mit Sicherheit kein Sklave irgendwelcher Prinzipien!«

»Nein, aber er ist Sklave seiner Laster«, konterte Lafort süffisant und legte siegesbewusst die Stirn in Falten: »Deswegen gibt es nur einen Ort, wo er sein kann!«

\* \* \*

Ein Paar kreisrunder Brüste blinkte über der eisigen Prairie. Elektrizität war eines der höchsten Luxusgüter und eine funktionierende Leuchtreklame konnte man sich nur in den lukrativsten der Gewerbe leisten. »Kassie's Ü« stand unter dem stilisierten Portrait einer üppigen Dame, die Kraft einer beeindruckenden Schaltelektronik die einsamen Cowboys der Tundra zu sich heranzuwinken schien.

Ein einsames Motorrad rollte auf den Lieferanteneingang der ehemaligen Gutsherrenvilla zu, die einsam im Schatten einiger fast entkernter Gebäuderuinen stand. Mit zitternden Händen

schaltete Clayton den Motor ab und ließ seinen geschundenen Körper vom Bock gleiten. Mit letzter Kraft schleppte er sich zur Tür und klopfte an, so fest er es noch vermochte.

»Benutz' den Vordereingang, Cowboy!«, drang die verführerisch säuselnde Stimme einer Dame an sein Ohr, die er sofort erkannte.

»Kassie, mach die Tür auf!«, gab er jämmerlich krächzend zurück, und schon wurde ein Riegel zurückgeschoben und eine glänzende Gestalt ließ die dunkle Seitengasse förmlich aufleuchten. Es war Kassie Kalifornia, die Betreiberin dieses Etablissements, dem Clayton ganz offensichtlich nicht fremd war. Sie trug die vermutlich edelste Reizwäsche außerhalb der Paläste des Gouverneurs und ihre für Männeraugen ohnehin schon anregenden Proportionen wurden von diesen Gewändern zur absoluten Perfektion geformt. Doch selbst wenn ihre Kleidung und das aufwändige Makeup sie zu einer männerbeherrschenden Verführerin machten, zeigten ihre Augen in diesem Moment eine geradezu mütterlich wirkende Sorge: »Clayton! Wir hatten gehört, du seist tot!«

Mit dem zweiten Blick stellte Kassie fest, dass Clayton zu diesem Status auch nicht mehr viel fehlte. Professionell schluckte sie ihren Schrecken herunter, um Clayton nicht auch noch in Panik zu versetzen. Sie packte ihn an den Schultern, und mit einem gemurmelten »Komm' rein« zerrte sie ihn nach drinnen.

Selbst in der ruhigen Ecke der Lobby, in der die beiden dann auftauchten, herrschte reges Treiben. Zwei junge Animierdamen, als eines der aktuell größten Aushängeschilder des Betriebes echte Zwillinge, verloren augenblicklich das Interesse an ihren Kunden, als sie Clayton erblickten. »Hi Clayton!«, riefen sie absolut unisono, doch Kassies strafender Blick ließ sie sofort verstummen, was der Schreck über Claytons kraftlose Gestalt sowieso bald getan hätte.

Für einige der in der Nähe befindlichen Gäste reichte jedoch die bloße Nennung seines Namens, ungeachtet dessen, wie handlungsfähig er gerade wirkte, um sofort die Flucht zu ergreifen. Das war nicht gut fürs Geschäft, doch das war Kassie in

diesem Moment egal. Eilig winkte sie ihre Mitarbeiterin Chili Bean herbei, die gerade Dienst an der Garderobe hatte und dadurch abkömmlich war. Gemeinsam schafften sie es, den schweren und kaum noch ansprechbaren Gunslinger die Treppe hinaufzuschaffen und ihn dort in eines der himmlisch weichen Betten der Einzelzimmer zu bugsieren.

\* \* \*

Nachdem Clayton ein paar Stunden lang wie ein Toter geschlafen hatte, kam er langsam zu sich und wunderte sich über die veränderte Situation. Er war gemütlich-warm gebettet und sein Oberkörper wurde von einem professionell gebundenen Verband gestützt. Zum ersten Mal seit Tagen fühlte er sich richtig ausgeschlafen, und auch die Schmerzen waren wie weggeblasen. Auch das war sicher Kassies Werk, denn viele ihrer Kunden legten wert auf Stimmungsmacher jeglicher Couleur, und zu diesen gehörten auch starke Schmerzmittel. Irgendwann würden diese natürlich abklingen, das würde ein böses Erwachen geben, doch für den Augenblick fühlte Clayton sich wie neugeboren – und das nicht nur im metaphorischen Sinne, weil er gerade beinahe in einem Schneesturm verblutet wäre. Nein, er fühlte sich wieder jung und kraftvoll und es war Zeit, die Welt zu erobern. Als ersten Schritt auf dieser Mission stellte er sich ein gesundes Frühstück vor, denn er hatte einen Bärenhunger.

Die Tür zu dem kleinen Zimmer, das nicht viel mehr als ein Bett beherbergte, öffnete sich mit einem Quietschen. Herein kam nichts zu essen, sondern eine andere Leckerei – es war Chili Bean, die inzwischen eine weitaus freizügigere Garderobe zur Schau stellte. Es war inzwischen früher Morgen, die Zeit des Hochbetriebs in Kassies Etablissement war verstrichen und die Angestellten hatten nun Freizeit. Chili ließ keinen Zweifel daran, wie sie ihre verbringen wollte, denn sie räkelte sich lasziv am Türrahmen, wobei sie kunstvoll einen durchsichtigen Schleier fallen ließ, um Clayton einen besseren Blick auf ihr neues, rotes Negligé zu gewähren – und natürlich auf die viele nackte Haut, die wenig der Vorstellungskraft überließ.

Sie wusste genau, welche Wirkung das auf Clayton hatte, der sich inzwischen aufgesetzt hatte, um keinen Moment dieser Show zu verpassen. Grazil nahm die junge Dame an seiner Seite Platz, doch während sie ihren Büstenhalter ablegte, drehte Clayton den Kopf weg.

»Nimm's mir nicht übel, Chili, aber ich bin gerade nicht in Stimmung«, gab er vor, wobei er natürlich in erster Linie an Naina dachte. Es war Zeit, sein Lotterleben in den Griff zu bekommen und Chili merkte sofort, dass es ihm ernst war.

»Ja«, sagte sie, »ich hab' gehört, dass du für so ein Mädel die halbe Stadt in Schutt und Asche gelegt hast.«

Über diese Zusammenfassung musste Clayton schmunzeln. »Das stimmt wohl«, bestätigte er, wobei ihm jedoch der Gedanke in den Sinn kam, dass er für dieses Mädel auch schon einiges getan hatte, was gar nicht lustig war.

»Die hat ja wirklich ein verdammtes Glück«, sagte Chili lakonisch, denn sie hatte sich wirklich gefreut, sich mal wieder mit einem Mann einzulassen, der nicht so eine Pfeife im Bett war wie ihre meisten Kunden. Gleichzeitig freute sie sich für Clayton, dass er wohl einen ersten Schritt in ein Leben mit mehr Verantwortungsbewusstsein getan hatte.

Von der gegenüberliegenden Straßenseite sah es jedoch nicht so aus, als würde dieses neue Leben besonders lange dauern. In einem heruntergekommenen Zimmer eines leerstehenden Hauses legte ein Scharfschütze gerade auf Clayton an. In dem hell erleuchteten Fenster der Villa hatte er ihn genau im Visier. Er wusste, dass Sheriff Jack Palace, der gerade mit seinem Deputy Frank im Begriff war, das Gebäude zu stürmen, sicher gerne selbst das Leben des legendären Gunslingers ausgehaucht hätte. Doch die Anweisungen des Gouverneurs waren klar gewesen: Keine Risiken eingehen. Und sicherlich hatte er eine Belohnung in Petto, die auf den tapferen Erlöser wartete, der die Welt von Clayton Young befreite. Langsam krümmte sich der Finger des Mannes um den Abzug. Der Zeitpunkt war perfekt, denn die Prostituierte, die bei ihm war, schien unverrichteter Dinge wieder gehen zu wollen.

»Hab einen schönen Tag«, flötete Chili, als sie aufstand, um Clayton in Frieden zu lassen. Dabei fiel dessen Blick jedoch auf ihren wogenden Busen und ganz schnell hatte er alle Prinzipien vergessen. Er konnte doch auch morgen anfangen, ein neuer Mann zu sein! Mit einem neckischen Grinsen packte er Chili an der Hand und sie lächelte überrascht zurück. Mit einem wilden Ruck beförderte Clayton sie auf seinen Schoß, doch statt eines warmen Kusses bekam er Blutspritzer in sein Gesicht, als die Fensterscheibe unter einem lauten Knall in tausend Scherben zersprang. Die plötzliche Bewegung hatte die junge Frau zu einem unfreiwilligen Schutzschild gemacht, doch noch bevor Clayton wirklich erschrocken oder erschüttert über ihren Tod sein konnte, sorgte er dafür, dass ihr Opfer nicht umsonst sein würde – in einer fließenden Bewegung ließ er sich hinter das Bett fallen und schnappte sich gleichzeitig seine Pistole vom Nachttisch, mit der er den Amateur auf der anderen Straßenseite zielsicher ausschaltete.

Nach dieser Explosion von Gewalt sank Claytons Blick auf die am Boden liegende Chili, doch ihm war sofort klar, dass er nichts mehr für sie tun konnte – ein Loch klaffte genau in der Mitte ihres Hinterkopfes. Clayton wusste, wer auch immer das getan hatte, kam nicht allein, und die weiße Schneeuniform des Heckenschützen hatte ihm verraten, dass weitere Männer des Gouverneurs unterwegs waren. Angestrengt lauschte er in die Stille hinein, die den inzwischen verlassenen Vergnügungstempel befallen hatte. Und tatsächlich, da war etwas – ein kaum wahrnehmbares Knarzen aus Richtung der Treppe.

Es war Sheriff Jack, der langsam nach oben schlich, gefolgt von seinem jungen Untergebenen. Deputy Frank war voller Taendrang – endlich hatte er die Chance, seinen Mann zu stehen und zu zeigen, was er auf dem Kasten hatte. Seine Muskeln waren so angespannt, dass er fast zu platzen drohte, und das übervorsichtige Gehabe seines Mentors brachte ihn auf die Palme. Der Scharfschütze hatte doch schon zugeschlagen, nun lag Clayton wahrscheinlich halbtot in seinem Zimmer und wartete nur darauf, dass jemand aus nächster Nähe den Job been-

dete. Als sie das Ende der Treppe erreicht hatten, schob er sich an Jack vorbei, der zu spät begriff, was vor sich ging.

»Junge, warte!«, zischte er Frank hinterher, doch der ließ sich nicht aufhalten. Der Sheriff wusste genau, dass jegliches Geräusch den eigenen Tod bedeuten konnte, und so hatte er kein Mittel, mit dem er Frank hätte schützen oder gar stoppen können. Verzweifelt schickte er ein Stoßgebet zum Himmel, während Frank auf die Tür zuschlich. Ein Vorhaben, das ganz offensichtlich sinnlos war – denn die Sporen, die an seinen Stiefeln klapperten, waren für einen Gunslinger des alten Kalibers wie akustische Zielscheiben.

Schon zerfetzten drei Kugeln das dünne Holz der Tür und Frank wurde nach hinten gerissen. Er krachte mit solcher Wucht in das Geländer, welches das offene Treppenhaus umlief, dass die Holzbalken splitterten. Nun flog die Tür auf und Clayton trat mit einem langen Schritt in den Flur. Sein Opfer war erledigt, der junge Mann wollte noch etwas sagen, doch es kam nur ein blutgeschwängertes Gurgeln hervor. Clayton drückte ein weiteres mal ab, um dieses Leiden mit einem Kopfschuss zu beenden – doch erst in diesem Moment wurde ihm klar, woher er sein Gegenüber kannte: Es war der debile Hilfssheriff, und das bedeutete, auch sein alter Rivale Jack konnte nicht weit sein. Eine Erkenntnis, die leider einen Sekundenbruchteil zu spät kam, denn schon erklang das Geräusch eines einrastenden Pistolenhammers und Clayton spürte das kalte Metall eines Colts im Nacken. Enttäuscht über seine eigene Unvorsichtigkeit hob er die Hände auf Schulterhöhe und ließ den Griff seiner Waffe los, so dass sie nur noch an ihrem Abzugsbügel über seinen Zeigefinger hing.

Jack kostete diesen Moment des Triumphes aus. Der Preis dafür war freilich viel zu hoch – Frank war ein naiver Tölpel gewesen, doch Jack musste zugeben, dass er ihn damit immer an sein eigenes, jüngeres Selbst erinnert hatte. Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen, und Frank hatte weder die Behandlung des Gouverneurs verdient, noch dass er von diesem Barbaren wie ein Schwein niedergeschossen wurde.

Jetzt kam der Sheriff Clayton bedrohlich nahe. Mit faulem Atem zischte er ihn an: »Was hattest du mir geraten? Wenn ich schießen kann, soll ich schießen ... und nicht reden?«

Clayton biss die Zähne zusammen. Es war schon schlimm, von so einem Versager wie Jack zum zweiten Mal zur Strecke gebracht zu werden, aber dieser dämliche Spruch war nun noch die Krönung. Kurz hatte Clayton das Bild vor Augen, dass dieser Satz auf seinem Grabstein prangen würde, als wäre das sein Lebensmotto gewesen – dabei war ihm nur damals bei der Hinrichtung auf die Schnelle nichts Vernünftiges eingefallen. Andererseits musste er sich gar keine Sorgen darüber machen, denn einen Grabstein würde er vom Gouverneur ganz sicher nicht bekommen. Egal, jetzt war es soweit. Er spürte, wie Jacks Muskeln sich anspannten, um den Widerstand des Abzuges zu überwinden – und dann hallte ein Schuss durch das verlassene Treppenhaus. Das Blut, was nun durch die Luft spritzte, war jedoch das von Jack!

Verwundert wirbelte Clayton herum und hätte fast einen Jubelschrei losgelassen, als er Kassie am Fuß der Treppe stehen sah, eine qualmende Pistole in ihrer Hand. Ihr Blick war sehr ernst und Clayton wusste, was er ihr diesmal wieder angetan hatte. Ihr Geschäft war es nicht, Menschenleben auszulöschen – eher das Gegenteil. Und in ihrer Position konnte es das Ende bedeuten, sich gegen den Gouverneur zu stellen. Er wusste gar nicht, was er sagen sollte und nickte Kassie einfach nur anerkennend zu.

»Da bist du dem Tod ja mal wieder knapp entkommen, was?«, fragte sie lakonisch, doch trotz ihrer gespielten Coolheit konnte sie eine traurige Note in ihrer Stimme nicht verbergen. Das schmerzte Clayton mehr als alle Beleidigungen und Drohungen, die im Laufe seiner Karriere an ihn gerichtet worden waren. Es war wirklich höchste Zeit, damit aufzuhören, andere in seine Privatfehde hineinzuziehen. Er musste den Menschen, die unter seinem ungezügelten Tun zu leiden hatten, endlich einmal etwas zurückgeben ... und er wusste schon ganz genau, wie.

\* \* \*

Die Saberneck-Ranch war indessen bei weitem nicht so ausgestorben, wie sie sein sollte. Eine Flasche von Matts edelstem Wein wurde von einer Hand gegriffen, deren Mittel- und Ringfinger zusammengewachsen waren. Eine Mutation, die schon in den letzten Tagen der alten Zivilisation häufig vorgekommen war – Abbild einer Gesellschaft, die überwiegend nur ihren Zeigefinger benutzte. Damals diente das der Nutzung der lange vergessenen Kommunikationsgeräte, heute brauchte man den Zeigefinger zum Schießen. Doch das ließ der Gouverneur von anderen erledigen. Er hatte heute viele von seinen besten Killern mitgebracht und freute sich schon auf das kommende Blutbad, das das Ende seines Erzfeindes besiegeln würde, an dessen feinstem Tropfen er sich gerade verging.

Am Fenster stand der Marschall und spähte hinaus zu den gleißenden Berggipfeln, auf denen seine Männer postiert waren. Durch eine Kette von strategisch günstig platzierten Spähern wurde Sabernecks Ankunft durch Winksignale gemeldet, und just in diesem Moment kam das Zeichen: Es war soweit. Unwillkürlich schaltete der Marschall in seinen Kampfmodus. »Sie kommen! Sollen wir die Truppen entsenden?«, fragte er seinen Gebieter mit einem Hauch von Agitation in der Stimme. »Die bleiben schön versteckt!«, forderte Lafort mit tadelndem Blick. »Niemand soll schießen, bevor sie den Wagen verlassen haben!«, setzte er als Erklärung hinzu.

Kapitel 19

Enemy Mine

—

Geliebter Feind

Das Ziel von Gouverneur Laforts Begierde raste derweil in einem geschundenen Truppentransporter über einen Bergpass. Freilich war Saberneckes Eingreiftruppe in den letzten Tagen stark dezimiert worden. Nun saß nur noch Duke am Steuer, während Matt im Passagierbereich ein Auge auf Naina hielt. Als sein Blick aus den kleinen Fenstern schweifte, erkannte er eine wohlbekannte Gegend.

»Wir sind bald zuhause«, sagte er mit Wohlwollen.

»Das ist nicht mehr mein Zuhause«, sagte Naina mit einer herzzerreißenden Mischung aus Stolz und Wehmut in ihrer Stimme. Doch Matt sollte sie wieder einmal überraschen: »Ich will, dass du das alles vergisst«, sagte er sanft. »Wir sind doch verheiratet.«

Naina sah ihn mit großen Augen an. Konnte es wirklich wahr sein? Hatte sie sich in Matt doch nicht getäuscht? Hatte er wirklich die Weisheit und Güte verinnerlicht, wegen der sie sich in ihn verliebt hatte? Sie hatte ihn immer für eine Ausnahme in dieser testosterongeschwängerten Welt gehalten, in der die Männer wie Barbaren wüteten, jeder nur auf sein eigenes Wohl bedacht, jeder in dem Glauben, wer am lautesten trommele, bekäme die meisten Weibchen. Bei diesem Gedanken wurde ihr klar, wie schlimm ihr Ehebruch wirklich gewesen war: Genau das, was sie an ihm so schätzte, hatte sie verraten, indem sie selbst ihren primitivsten sexuellen Regungen gefolgt war. Wie sehr hatte sie Matt damit verletzt – und das nicht nur emotional, sondern auch physisch? Konnte er ihr wirklich verzeihen?

Als hätte er diese Frage gespürt, zog Matt plötzlich etwas aus seiner Jackentasche – einen länglichen Gegenstand, den er Naina mit einem verschwörerischen Grinsen präsentierte: Es war ihr rituelles Messer! Was konnte es für einen größeren Vertrauensbeweis geben, als ihr diese Waffe wieder auszuhändigen, mit der sie ihn niedergestochen hatte. Eine Welle von Gefühlen traf Naina mit voller Wucht, es war so, als würde ihr jemand den Boden unter den Füßen wegziehen und sie gleichzeitig so fest halten, als bräuchte sie nichts in der Welt zu fürchten.

»Ich wollte dich nie verletzen!«, rief sie in einer Übersprunghandlung, die sie von ihrem Sitz schnellen ließ, um sich dann neben ihm niederzulassen.

»Du hast mich fast umgebracht!«, lachte Matt lauthals los, und über diese Ironie musste sie nun auch grinsen, wenn auch mit der Verlegenheit eines sehr, sehr schlechten Gewissens. »Ich hab' wirklich ganz schön viel kaputt gemacht«, gestand sie sich und ihm ein und vergrub dann ihren Kopf in dem pelzigen Revers seines Mantels, woraufhin Matt sie fest an sich drückte.

Doch in diesem Moment des Vergebens hallte plötzlich ein Knall durch das Tal und Duke trat auf die Bremse. Er dachte zuerst an den Abgang einer kleinen Lawine, doch dann sah er, was da den Berg herunterkam: Es war ein menschlicher Körper in einem Wintertarnanzug, der den schroffen Abhang hinabstürzte und dann hinter ein paar Felsen am Straßenrand aufschlug. Es war ein Hinterhalt!

Atemlos stürzte Duke mit gezogener Pistole aus dem Wagen, seine Blicke suchten panisch die Hänge ab, um den Angreifer zu finden, bevor es zu spät war. »Warte!« rief Matt, denn mit einer Handfeuerwaffe hätte sein Schüler sowieso nichts gegen ein Hochleistungsgewehr ausrichten können. Doch es war zu spät – ein Donnerhall peitschte durch das Tal, woraufhin Duke und seine Schädeldecke in verschiedenen Richtungen in den Schnee geschleudert wurden.

Hoch oben auf einem felsigen Plateau grinste einer der Männer des Gouverneurs in seinen nicht vorhandenen Bart. Ein grandioser Treffer! Nun saß dieser Saberneck in der Falle, und er würde derjenige sein, der ihn zu Strecke brachte. Doch noch bevor er sich vorzustellen vermochte, mit welchen Reichtümern Lafort ihn zu seinem Lohn beglücken würde, nahm er aus dem Augenwinkel einen Lichtreflex war. Gab es etwa noch einen Kollegen, der ihm seinen Preis aus einer höheren Position streitig machen konnte? Und warum legte der auf ihn an, statt auf den Transporter im Tal? Eine Antwort fand er nicht mehr, als sein Kopf von einer Hochgeschwindigkeitskugel in Stücke geschossen wurde.

Der Marschall betrachtete das Treiben am Eingang des Tales genau – schon wieder schienen ihre Gegner am längeren Hebel zu sitzen. »Scharfschütze!«, platzte es aus ihm heraus, doch der Gouverneur schaute nicht einmal von seinem Weinglas auf.

»Das muss dieser verdammte Clayton Young sein!«, zischte er. Und wieder einmal hatte er damit recht. Der schwarzgewandete Gunslinger hatte die Position von einem der Scouts eingenommen und hatte so die Ranch genau im Blick. Er legte Deckungsfeuer, während Matt die Situation erkannte und mit Naina an der Hand aus dem Transporter sprang. Er zerrte sie ein paar Meter auf die Ranch zu, doch schon schlugen die ersten Kugeln um sie herum ein. Clayton tat sein Bestes und schaltete einen Angreifer nach dem anderen aus. Die Mehrzahl der Männer hatte sich hinter dem Hauptgebäude versteckt, um von der Straße aus auf keinen Fall gesehen werden zu können, und so waren sie auch außerhalb Claytons Schussfeld. Doch auch in der Scheune, von der Matt und Naina nur noch einige hundert Meter entfernt waren, hatten sich mehr Bewaffnete verschanzt, als Clayton gedacht hätte.

Die Kugeln schlugen immer dichter um Matt und Naina herum ein, während sie quasi auf ihr Verderben zurannten. Was hatte Matt vor, fragte sich Clayton – wollte er unbedingt auf seinem eigenen Grund und Boden sterben?

Doch inzwischen wurde die Lage sogar dem alten Haudegen zu heikel. Krachend ließ er sich hinter einen Haufen grobgeschlagener Steinbrocken fallen, mit denen er schon seit Jahren ein schützendes Fundament für die Scheune mauern wollte. Naina drückte sich neben ihm in den Schnee, als die Kugeln über ihre Köpfe sausten. Ihre Gegner konnten sie nun problemlos treffen, doch im Umkehrschluss waren nun auch Matts Kugeln in tödlicher Reichweite. Mit ruhiger Hand schaltete er einige der weißgewandeten Angreifer aus, während Clayton von hoch oben die Nachrücker ausknipste, die ihre Komplizenschaft zum Gouverneur mit Armen, Beinen und letztendlich ihrem Leben bezahlten.

Dem Marschall schmeckte gar nicht, was er von seinem Beobachtungspunkt in Sabernecks Farmhaus sah. »Wir verlieren zu viele Männer!«, versuchte er den Gouverneur zu einem Strategiewechsel zu bekehren. »Dann lassen sie uns noch ein paar mehr verlieren«, beharrte der auf seiner harten Linie. »Schicken Sie die nächste Einheit los!«

Marschall Clarke konnte es kaum glauben. Es waren seine Kameraden, die dort draußen wie die Fliegen starben, und auch er hatte einst zu diesem vermeintlichen Kanonenfutter gehört, bevor sich die Orden an seiner Brust zu sammeln begonnen hatten. Orden, die für Lafort wahrscheinlich gar nichts bedeuteten. Wie hatte er es genannt? »Militärischen Blödsinn.«

Langsam formte sich für Clarke ein Gesamtbild, das er all die Jahre nicht hatte sehen wollen: Der Gouverneur hatte ihm nach dem Mund geredet, ihn in eine Illusion versponnen, in der seine eigenen Ziele genau die des Gouverneurs waren – ein Mann, den er für einen Verbündeten, einen Kameraden, einen Freund gehalten hatte. Und nun mussten seine Männer für diese Naivität büßen. Es war ein unhaltbarer Zustand, doch um etwas an der Lage zu ändern, musste zunächst das Ziel des Gouverneurs erreicht werden: Diese Schlacht musste gewonnen werden.

»Zur Hölle damit!«, knurrte Marschall Clarke, und ohne dass jemand versuchte, ihn aufzuhalten, stampfte er mit schweren Schritten ins Freie.

Draußen rannten Matt und Naina inzwischen auf die Scheune zu, doch ein weiterer Trupp Soldaten kam ihnen entgegen und eröffnete das Feuer. Im letzten Moment gingen sie in Deckung und atmeten nach dem anstrengenden Sprint kurz durch. »Ein ganz schön stürmischer Empfang«, grunzte Matt, um Naina etwas die Angst zu nehmen. Sie konnte sich ein kleines Lächeln abringen, bevor die Feuerpause vorbei war und um sie herum wieder die Hölle losbrach.

Clayton legte sofort auf den nachrückenden Trupp Männer an, sobald diese hinter dem Haupthaus hervortraten. Er hatte gerade den Anführer ins Visier genommen, als ein Schatten über sein Gesicht lief. Geistesgegenwärtig riss er die Langwaffe hoch, als wäre sie ein Schwert, und schlug gegen das Handgelenk des Marschalls, der sich angeschlichen hatte und ihm gerade das Lebenslicht auspusten wollte. Klackernd prallte seine silberne Pistole gegen einen Stein und verschwand dann geräuschlos irgendwo im Schnee. Der Marschall reagierte allerdings sofort und warf sein massiges Körpergewicht auf Clayton, der sich

nicht schnell genug aus seiner liegenden Position retten konnte. Die beiden begannen ein angestregtes Ringen, und Clarke gelang es schließlich, einen von Claytons Armen beiseite zu zwingen und ihn am Hals zu packen – jetzt musste er nur noch lange genug zudrücken, dann wäre Young erledigt.

Doch der wühlte fieberhaft mit seiner freien Hand im Schnee und wurde sofort fündig: Mit aller Kraft schleuderte er dem Marschall einen faustgroßen Findling an den Kopf und der Hüne taumelte zurück. Zwar fing er sich schnell wieder und erlangte sein Gleichgewicht zurück, doch inzwischen war Clayton längst aufgesprungen. Schwer atmend und leicht gebückt standen sich die beiden Männer nun in Abwehrhaltung gegenüber.

»Jetzt mach mal halblang!«, forderte Clayton sein Gegenüber auf. Den Geschichten zufolge, die er über Marschall Philipp Clarke gehört hatte, war er kein übler Kerl. Manche sagten, ohne ihn würde der Gouverneur noch übler wüten. Doch von Friedensangeboten hielt Clarke offensichtlich nichts: »Ich mache dich gleich halblang!«, konterte er Claytons Spruch auf eine Weise, die sein Gegenüber zu einem verächtlichen Kopfschütteln bewegte. Diesen winzigen Anflug des Konzentrationsverlustes nutzte der Marschall zum Angriff – er stürzte sich auf Clayton und ließ dabei einen Kampfschrei los, der sogar noch im Tal zwischen den Felswänden widerhallte.

Auch dort unten war das Gefecht weiter am Toben. In gewagten Sätzen tauchte Matt im Außenbereich der Scheune von Deckung zu Deckung und schaltete die näher kommenden Gegner aus, um Naina eine sichere Passage in den Kernbereich der Scheune zu ermöglichen, wo sie durch Backsteinmauern vor Blicken und Gewehrkugeln geschützt sein würde. Als sie gerade den Durchgang zu den Ställen erreicht hatten, startete Matt entsetzt auf seine Pistole: Der Schlitten war in der offenen Position eingerastet, was bedeutete, dass das Magazin leer war – und er hatte keine losen Patronen mehr.

»Verdammt, leer!«, fluchte er und sah aus dem Augenwinkel, wie sich ihnen ein Stoßtrupp aus vier Männern gefährlich schnell näherte.

Naina erkannte den Ernst der Lage und zog alle ihre Muskeln zusammen. Dann machte sie wie eine aufgezugene Feder einen Satz nach vorne, direkt ins feindliche Schussfeld. Matt konnte nichts mehr tun, um sie aufzuhalten.

Die Angreifer stellten verdutzt fest, wie die weißgewandete Frau ihnen sich als Zielscheibe darbot, und sie kam ihnen auch noch entgegen! Aus vollem Lauf feuerten sie, was ihrer Schussgenauigkeit jedoch nicht zugute kam. Als sie das erste Mündungsfeuer aufblitzen sah, warf sich Naina in eine Rolle und klaubte in der Bewegung die Maschinenpistole eines Gefallenen auf. Sie landete auf ihren Schienbeinen hinter einem der hüft-hohen Verschläge, die ihnen schon zuvor als Deckung gedient hatten und warf Matt, der ihr pflichtbewusst hinterhergeeilt war, die Waffe zu. Der fing sie und hatte sie kaum richtig gegriffen, als er auch schon wild zu feuern anfang. Ohne mit der Wimper zu zucken mähte er die Gruppe der Angreifer über den Haufen.

Hoch ober ihren Köpfen ging der Kampf Clayton gegen Clarke in die letzte Runde. Beide Männer waren bereits am Ende ihrer Kräfte und hatten sich gegenseitig zahlreiche Blessuren zugefügt. Es war klar, dass derjenige sterben würde, der als nächstes einen Fehler machte. Als sie für einen Moment innehielten, um den nächsten Schritt ihres Gegenübers einschätzen zu können, waren die Augen des Marschalls von einem letzten Adrenalinstoß geweitet. Er schaute Clayton nicht mit Hass an, sondern mit dem natürlichen Blick eines Raubtieres, das sein Opfer in Kenntnis der Nahrungskette chancenlos wähnte.

»Mach deinen Frieden, kleiner Mann!«, donnerte der dunkelhäutige Bär.

»Hab' ich schon!«, erwiderte Clayton mit einem schiefen Grinsen, »Und du?«

Seine Augen funkelten den Marschall herausfordernd an und seine nonverbale Nachricht fand ihr Ziel. Egal ob er leben oder sterben würde, dies würde der letzte Kampf des Philipp Clarke sein. Er hatte genug getan – nein, wahrscheinlich hatte er schon viel zu viel getan – und er würde dem Gouverneur seine Gefolgschaft kündigen. Doch bis dahin stand er zu seinem Wort und

würde diese Schlacht bis zum bitteren Ende schlagen. Aber keinen Schritt weiter! Er griff sich an die Brust, wo zahlreiche Orden an seine taktischen Weste geheftet waren, und umklammerte diese mit seiner riesigen Pranke. Dann riss er sie ab und warf sie achtlos in den Schnee.

»Ich bin bereit!«, brüllte er, und die beiden Männer rasten auf einander zu. Kurz bevor ihre Fäuste sich trafen, blitzte eine Erkenntnis durch Clarkes Hirn – hatte sein Gegner es etwa geschafft, seine Konzentration zu brechen und ihn abzulenken? Allein dieser Gedanke war Beweis für Claytons Erfolg, und in diesem Bruchteil einer Sekunde machte Clayton sein Manöver mit einer winzigen Ausweichbewegung perfekt. Der Marschall war genau in seinen Hebel gelaufen, und mit einer geschmeidigen Judobewegung nutzte Clayton die Bewegungsenergie des schwergewichtigen Recken aus. Wie bei einem Walzer wirbelten die beiden Kontrahenten nun um die eigene Achse und der Marschall konnte nichts mehr tun – ungebremst segelte er über die Felskante des Abgrundes. Selbst Clayton hatte Mühe, diesen Schwung aufzuhalten und ließ sich auf den Bauch fallen, wobei seine Fingerspitzen sich ins Eis krallten, um seine Bewegung zu stoppen. Er kam sicher zum Liegen, sein Kopf hing jedoch bereits über dem Abgrund. So folgte sein Blick seinem glücklosen Gegner, der noch genug Zeit hatte, einen langgezogenen Schrei abzugeben, bevor er an den im Tal liegenden Findlingen zerschellte.

Während das Blut des Marschalls den Schnee rot färbte, wurde auch in den gemauerten Ställen unerbittlich weiter gekämpft. Matt hatte hier den Standortvorteil, zudem waren seine Augen bereits an die relative Dunkelheit gewöhnt. Die gegnerischen Soldaten, die aus dem gleißenden Sonnenlicht draußen kamen, waren kurz orientierungslos, was Matt ausnutzte, um sie mit der erbeuteten MP niederzumähen. Das Auftauchen eines besonders jungen Uniformierten, der ihn mit schreckgeweiteten Augen anstarrte, ließ ihn kurz zögern, doch er hatte diesen Kampf nie gewollt. Eine Dreiersalve riss den glücklosen Rekruten aus dem Leben, und den Nachrückern erging es nicht anders.

Als der letzte Mann des zerschissenen Regiments über die Leichen seiner Kameraden sprang, musterte er Matt mit dem irren Blick der Rache in den Augen, denn wie Matt entsetzt feststellte, hatte er ein schweres Maschinengewehr in der Hand, das auch sofort losbellte und eine der Backsteinmauern quasi pulverisierte. Der Mann hatte offenbar den Rückstoß dieser Waffe unterschätzt, wenn sie freihändig getragen wurde, und Matt nutzte diesen Fehler, um so lange abzurücken, wie seine Waffe noch Patronen hatte. In einem grotesk zuckenden Todesballett brach sein Widersacher zusammen und Matt berührte Naina an der Schulter, die die ganze Zeit wie ein Bündel Elend in der Ecke gekauert hatte – die Hände auf die Ohren gepresst, um die betäubenden Schüsse und die noch schlimmeren Todesschreie auszublenden.

Matt klaubte noch die Pistole eines der Gefallenen auf und dann stürmten sie nach draußen – sie waren nun in direkter Sichtweite des Haupthauses, mit Blick auf das im mediterranen Stil verputzte Hoftor. Dahinter lag das Wohnzimmer der Saberneckes, und die Stimmung dort war alles andere als gut. Der letzte Mann des Gouverneurs, den sein schwarzes Barrett als Leutnant auswies, kauerte unter einem der Fenster.

»Das geht nicht gut aus!«, schimpfte er laut vor sich hin. »Ich kann diesen Schweinehund nicht mal sehen!«

Diese Feigheit ließ Lafort überkochen. »Dann geh endlich da raus und TÖTE IHN!«, brüllte er seinen Untergebenen an. Der Leutnant blickte ihn irritiert über die Schulter an, doch als der Gouverneur sein notdürftig geflicktes Schwert zog, war die Sache für ihn klar: Er war so oder so erledigt. Seine einzige Rettung wäre, Saberneck tatsächlich mit einem Glückstreffer auszuschalten. Das würde nicht nur sein Leben retten, sondern ihm auch eine großzügige Beförderung einbringen. Also stürzte der Mann mit einem Stoßgebet auf den Lippen nach draußen, doch er schaffte es gerade einmal bis zum Tor, wo ihn ein gezielter Schuss aus Matts Pistole genau in die Brust traf.

Wie ein sterbender Schwan kippte der Mann zur Seite und Matt horchte in die Stille. Er hatte keine Ahnung, wie viele Männer der Gouverneur mitgebracht hatte, und wie viele schon ge-

fallen waren, doch sein Jagdinstinkt bemerkte keinerlei Form von Bewegung in der Nähe. Auch das Scharfschützenfeuer war verstummt – im besten Fall war dieser verdammte Clayton bereits selbst draufgegangen, dachte Matt. Obwohl er sich nicht vorstellen konnte, dass der mit allen Wassern gewaschene Gunslinger ihm diesen Gefallen tun würde.

Ein Schrei unterbrach Matts Überlegungen: »Matthew Saberneck!«, hallte sein Name durch das Tal ... und die Stimme gehörte niemand anderem als Gouverneur Bavesch Lafort! Matts Augen verengten sich, als eine hell gewandete Gestalt im Schatten der Tür auftauchte und ins Sonnenlicht trat.

»Nicht schießen!«, rief der Diktator, als er mit würdevoll gesetzten Schritten durch den Hof kam, das Tor durchschritt und sich der Mauer näherte, hinter der Matt und Naina sich verschanzt hatten.

»Du gewinnst, alter Mann«, rief der Gouverneur mit aufgeregter Stimme. »Ich bin als Einziger übrig!«

Mit diesen Worten blieb er einige Meter entfernt stehen. Matt wusste, dass dieser Mann ohne mit der Wimper zu zucken in der Lage wäre, in ehrlosester Weise zu lügen und ihn aus dem Hinterhalt erschießen zu lassen. Doch sein sechster Sinn, und vor allem die Angst, die er in Laforts Stimme spürte, überzeugten ihn, dass sie tatsächlich alleine waren.

»Du musst verrückt sein, hier persönlich aufzukreuzen!«, spottete er und spielte damit auf das Todesurteil an, das sich Lafort durch seine Handlungen selbst ausgestellt hatte. Doch der Gouverneur hatte nun seine Contenance wiedergefunden.

»Du würdest niemals einen Unbewaffneten töten!«, wog er sich in Sicherheit. Diese Aussage hatte für Matt tatsächlich eine entwaffnende Wirkung. Er dachte wirklich kurz darüber nach, diesen Mistkerl eines Besseren zu belehren und ihn einfach hier, an Ort und Stelle, über den Haufen zu schießen. Doch das machte man einfach nicht, und Matt hatte sich geschworen, den Ehrencodex der Gunslinger niemals mehr zu brechen, nachdem er aus dem Dienst Laforts geflohen war.

»Tja ... ich schätze, da hast du recht«, stimmte er seinem ehemaligen Arbeitgeber zu, ließ seine Pistole einmal um den Zeigefinger wirbeln und sie dann in ihrem Holster verschwinden.

Laforts Lippen umspielte bereits ein leichtes Lächeln und er wollte ein cleveres Verhandlungsangebot loslassen, um diese missliche Lage zur Zufriedenheit aller aufzulösen, als Naina plötzlich ansatzlos nach vorne sprang. Ihre Bewegung war kraftvoll und geschmeidig wie die einer Raubkatze – Parallel zu dem Satz, der sie in Reichweite des Gouverneurs katapultierte, beschrieb ihr ausgestreckter Arm einen schwungvollen Bogen, der ihr Messer tief in seinen Hals rammte.

Mit weit aufgerissenen Augen stürzte der Mann auf die Knie und starrte Naina ebenso fassungs- wie hilflos an.

»Aber ich würde das tun«, erklärte sich die zierliche Frau. »Ich würde einen kinderentführenden Mörder jederzeit töten.«

Lafort bemühte sich zu sprechen, was mit der Klinge in seiner Luftröhre kaum noch möglich war: »Ich bin nur ... deinetwegen hergekommen!«, hauchte er.

Der überbordende Hass in Nainas Augen schmerzte ihn beinahe mehr als das Wissen, dass sein Leben in wenigen Augenblicken zu Ende sein würde. »Und ich habe die ganze Zeit auf dich gewartet!«, ließ Naina eine Bombe platzen, die weder auf Lafort noch auf Matt ihre Wirkung verfehlte. Sofort drifteten die Gedanken des alten Saberneck ab und er registrierte kaum noch, wie Naina die Klinge noch einmal aus purem Sadismus drehte, bevor sie sie herauszog, was den Lebenssaft des Gouverneurs in einer angestauten Fontäne in den Schnee schießen ließ. Bewusstlos kippte der Despot nach hinten in den Schnee, wo er dann in seinem cremefarbenen Gewand mit goldenen Stickereien fast wie ein gefallener Engel aussah.

Matts Gedanken kreisten derweil um Nainas Worte. Was hatte sie damit sagen wollen? War er selbst vielleicht nur ein Werkzeug für sie gewesen, um sich an ihrem Entführer zu rächen? Oder waren es gar alle Männer in ihrem Leben? Hatte sie sich vielleicht nur deswegen mit Clayton eingelassen, weil sie einen neuen, jüngeren Beschützer brauchte? Oder besser gesagt,

einen Gladiatoren für den Moment, wo der Gouverneur, endlich aus der Reserve gelockt, angreifen würde?

Sein ganzes Leben schien in sich zusammenzufallen. Wenn die Dinge so standen, würde er dafür sorgen, dass es nicht mehr lange andauern würde.

Kapitel 20

Death Wish

—

Todesehnsucht

Das Blubbern eines schweren Motors zog Matts Aufmerksamkeit auf sich. »Das kommt ja wie gerufen«, dachte er in selbstquälendem Sarkasmus, als er beobachtete, wie Clayton seine Maschine vor der Scheune ausrollen ließ und sie dort abstellte. Als der Gunslinger auf ihn zuwankte, konnte Matt sehen, dass er einiges abbekommen hatte. Er war wirklich ein harter Hund. Jeder, der mit einer Schusswunde einen Whiteout diesen Grades durchstand, hatte es sich auf jeden Fall verdient, zu überleben – und als Sieger aus einem tödlichen Duell mit einem alten Mann hervorzugehen.

»Ich weiß deine Hilfe zu schätzen«, rief er Clayton deswegen wahrheitsgemäß zu. »Aber das ändert nichts am Stand der Dinge.«

Obwohl er noch ein gutes Stück von Matt entfernt war, konnte Clayton das wild entschlossene Funkeln in dessen Augen problemlos wahrnehmen. Der Alte stellte sich breitbeinig hin – unter Gunslingern und anderen Pistoleros ein eindeutiges Zeichen.

»Wir müssen das nicht machen«, gab Clayton zurück, denn für ihn stand der Ausgang eines traditionellen Duells zwischen den beiden bereits fest. Doch Saberneck schien sich nicht davon abbringen lassen zu wollen.

»Oh doch!«, rief er. »Wegen Virgil ... und all den anderen, die wegen dir gestorben sind!«

Damit sprach er einen Punkt an, der Clayton schon fast physische Schmerzen zufügte. Er war schon als Junge mit dem Töten konfrontiert worden, ein Gewissen hatte sich bei ihm bestenfalls rudimentär entwickelt. Zumindest hatte er das immer gedacht. Doch schon allein der Auftrag, Saberneck zur Strecke zu bringen, hatte ihm klar gemacht, dass er eindeutig zwischen Recht und Unrecht unterscheiden konnte – und zwischen Schuld und Unschuld. Wie die Dinge sich entwickelt hatten tat ihm wirklich leid.

»Aber das lässt sich nicht mehr ändern«, fasste er diesen Gedanken für Saberneck zusammen, was diesem eine abschätzige Grimasse entlockte. Mit einer betonten Geste riss der Alte den Halterriemen von seinem Pistolenholster ab – er würde es in Zu-

kunft sowieso nicht mehr brauchen. »Und das hier lässt sich auch nicht ändern«, kommentierte er seinen unbedingten Willen, seine Herausforderung zum Duell beizubehalten.

»Nein!«, rief Naina, die der Szene bisher atemlos zugesehen hatte. Doch die beiden Starrköpfe schienen ernst machen zu wollen – Clayton hatte sich in Position gebracht, nun standen sich die Männer etwa zwanzig Meter entfernt gegenüber. Eine absolut tödliche Distanz.

Doch das einzige, was Naina hätte tun können, wäre sich dazwischen zu werfen.

»Auf dein Zeichen, alter Mann!«, lieferte Clayton das Kommando zum Start – er gab dem Älteren damit die Möglichkeit, als erster zu ziehen.

Und das tat er.

Unter einem Aufschrei von Naina riss er seine Waffe aus dem Holster, aber Clayton war schneller. Er war viel, viel schneller, und noch dazu schoss er so gut wie nie daneben. Auch diesmal nicht. Mit dem grausamen Geräusch einer zersplitternden Kugel traf er sein Ziel und Matthew Saberneck stöhnte vor Schmerzen auf. Clayton setzte noch einen zweiten Schuss nach und traf erneut ins Schwarze – Matts Pistole, die der erste Schuss aus dem festen Griff seiner Hand geschleudert hatte, wurde mitten in der Luft von einer zweiten Kugel getroffen und damit außer Reichweite geschleudert.

»Bist du jetzt zufrieden?«, rief Clayton fordernd, noch bevor der Donner der Schüsse komplett verhallt war.

Während Naina erleichtert aufatmete, rieb Matt sich seine schmerzende Hand und er musterte seinen Kontrahenten. Er stellte fest, dass die existenzielle Wut, die er eben noch gespürt hatte, im Begriff war, zu verfliegen. Auch wenn dieser Kerl an unerträglicher Arroganz litt, mochte er Clayton irgendwie. Seine Tat war in jeglicher Hinsicht entwaffnend gewesen. Fast hätte Matt sogar gelächelt, doch er musste ja an seinen Stolz denken, also legte er seine Gefühle statt dessen in seine Worte.

»Pass gut auf dich auf, junger Mann«, knurrte er mit der Stimme eines Bären, »es gibt auf der Welt nur wenig Platz für einen Gunfighter mit Herz!«

Clayton schmunzelte ihn an. Ja, es war eindeutig: Sie waren beide aus dem selben Holz geschnitzt, wenn auch unterschiedlicher Generationen. Schade, dass sie sich unter diesen Umständen getroffen hatten; unter unüberbrückbaren Differenzen. Auch Matt wusste, dass genau diese Streitpunkte ein Thema waren, das nun ein für alle mal geklärt werden musste.

»Du kannst jetzt mit ihm mitgehen, wenn du willst«, rief Matt mit deutlich sanfterer Stimme in Richtung Naina. Er hatte das Duell verloren und machte sich keine Illusionen, was das in der Konsequenz zu bedeuten hatte.

Für einen kurzen Moment schauten die drei von ihren entfernten Positionen aus von einem zum anderen – durch die Tatsache, dass alle gleich weit voneinander entfernt standen, war dieser Moment die optische Repräsentation einer Dreiecksbeziehung. Doch als Naina gerade eine unsichere Bewegung in Richtung Claytons vollführte, erhob der die Stimme: »Ich war es, der dir in den Rücken geschossen hat«, rief er an Matt gerichtet.

Das war ein Schock. Matt riss die Augen auf, und Naina konnte es gar nicht glauben, zumal sie nie etwas von der Sache gehört hatte. Ein solches Verhalten unter Gunfightern?

Doch Matt sah es pragmatisch: »Ich schätze, im Krieg und in der Liebe ist alles erlaubt.«

Er hatte bereits für sich beschlossen, dass Clayton der Gewinner war, und das auf ganzer Linie, also sollte er auch mit dem Preis nach Hause gehen, wegen dem hier eine halbe Armee vernichtet worden war. Aber Clayton wollte auf etwas ganz anderes hinaus:

»Verstehst du's nicht?«, setzte er ungeduldig an. »Du bist zweimal getötet worden, und immer noch auf den Beinen.«

Matt und Naina hingen an seinen Lippen. Sie ahnten bereits, was er ihnen damit sagen wollte: »Die große Liebe der blauäugigen Inderin«, fuhr er fort, »das bist du!«

Und dann fiel es ihnen wie Schuppen von den Augen. War es wirklich möglich, dass so ein fernöstlicher Aberglaube die Wahrheit war? Hatte Naina irgendwelche Kräfte, die Matt unverwundbar machten? Nein, vermutlich war es kein Aberglaube. Viel wahrscheinlicher war, dass die östlichen Völker in ihrer Folklore nur ein Wissen bewahrt hatten, das dem Rest der Welt verloren gegangen war – was wiederum letztendlich zu so viel Kälte auf dem Planeten geführt hatte.

Die Liebe, die wahre, bedingungslose Liebe war einfach eine Sache, die Menschen zu unvorstellbaren Leistungen bringen konnte. Sie konnte einer Mutter die Kraft geben, einen tonnenschweren Stein vom Körper ihres eingeklemmten Kindes zu heben. Sie konnte einer verlorenen Seele wie Clayton zeigen, wie sie den Weg ins Leben wiederfindet. Und sie konnte die Selbstheilungskräfte eines alten Mannes so in Fahrt bringen, dass er selbst einen Torsodurchschuss überlebte.

Das war die Liebe, und es war ganz eindeutig, wo sie in diesem Abenteuer am stärksten war.

Mit feuchten Augen rannte Naina in Matts Arme und sie küsstes sich leidenschaftlich. Gut, es war eher die Leidenschaft eines Vaters und seiner Tochter, dachte Clayton schmunzelnd, als er sich abwandte. Aber Liebe musste nicht immer etwas mit hormongetriebener Sexualität zu tun haben. Vielleicht konnte diese sogar hin und wieder im Wege stehen. Mit einem Lächeln stieg er wieder auf seine Maschine, und als er die beiden Tureltauben erreicht hatte, ließen die von einander ab.

»Junge, Junge...«, kommentierte Matt seine wiedergefundene Leidenschaft – dann wandte er sich Clayton zu, der mit laufendem Motor vor ihnen stand.

»Wo soll's denn jetzt hingehen?«, rief Matt über den Klang der Maschine.

»Nach Süden!«, antwortete Clayton. »Ich hab doch gesagt; ich verzieh' mich von hier.«

Matt nickte ihm anerkennend zu. Ja, das hatte er gesagt. Und wenn es einer schaffen konnte, dann war es Clayton Young. Verdient hätte er es sich auf jeden Fall.

»Und ihr?«, fragte der Jüngere nun. Hier musste Matt erst einmal tief durchatmen.

»Tja ...«, begann er ernst, wobei er merkte, wie sich die an ihn schmiegende Naina unwillkürlich etwas verkrampfte. Er wusste, dass sie in diesem Moment darüber nachdachte, wie es weiter gehen würde. Auf dieser Ranch alt werden, die so viele tragische Erinnerungen in sich borg? Nein, Matt hatte etwas anderes im Sinne, denn wenn er eines wusste, dann war es, dass diese ganze Geschichte nicht nur sein Leben zum Besseren wandeln konnte.

»Ich schätze, es ist Zeit, die Sachen zu packen«, setzte er an, wobei er sein Lächeln kaum noch unterdrücken konnte, »... und gen Osten zu ziehen!«. Damit ließ er die Bombe endgültig platzen. Naina konnte es kaum glauben – für einen kurzen Moment starrte sie Matt einfach nur mit weit aufgerissenen Augen an, dann überkam sie eine Welle aus Erleichterung und Dankbarkeit, und sie gab Matt einen weiteren, liebevollen Kuss.

»Ende gut, alles gut«, dachte Clayton sich mit einem bitter-süßen Grinsen. Dann ließ er den Motor aufheulen und gab Gas. Sein nächstes Ziel war der alte Highway nach Liberty, wo er auf dem Weg, seine Vorräte aufzustocken, in den Sonnenuntergang fahren würde.

**ENDE**



Vielen Dank, dass Sie Snowblind gelesen haben! Snowblind ist jedoch nicht nur ein Buch, sondern auch ein Film – Für diejenigen, die das schon wissen, wollte ich noch ein paar Worte zu den Entstehungshintergründen dieses Filmes sagen. Und das ist vielleicht auch für einige interessant, die noch nie davon gehört haben.

## SNOWBLIND— Der Film

Es begab sich im Jahre 2008, dass ein paar Freunde einen Spielfilm machen wollten. Viele von ihnen arbeiteten in der Filmbranche, jedoch abseits von Positionen, die ihnen die Umsetzung eines eigenen Großprojektes weder vom gelernten Können noch vom Budget her ermöglichen würden. Stattdessen setzten sie die Wünsche von anderen Filmmachern um, überwiegend im Bereich der digitalen Spezialeffekte. Und dieses Feld wird in Deutschland immer noch etwas spärlich bespielt, auch wenn es in den letzten zehn Jahren schon besser geworden ist. Doch der Großteil unserer Arbeit bestand daraus, Models noch perfekter aussehen zu lassen und versehentlich im Bild vergessene Aufnahmetechnik wie Mikrofone und Stative wegzuretuschieren. Explosionen und Schießereien kamen nur sehr selten vor, dabei macht es sehr viel Spaß, solche zu bearbeiten – erst recht, wenn man ein Fan der Exploitation-Filme der 70er und 80er Jahre ist, so wie mein Kollege Bastian Schreitling und ich (und ich würde mal behaupten, auch die meisten anderen Leute, die unbedingt »zum Film« wollten oder wollen).

In unserer Jugendzeit war es vor allem Quentin Tarantino, der den Begriff des Exploitationfilms für unsere Generation gängig gemacht hat. Ist das Interesse für dieses Genre erst einmal geweckt, stellt man schnell fest, dass die Originale der alten Zeit fast noch mehr begeistern können, als Tarantinos Interpretation davon. Wikipedia liefert für den Begriff ›Exploitationfilm‹ folgende Definition:

»Die 1960er-, 1970er- und 1980er-Jahre waren die Blütezeit des sogenannten Exploitationfilms im Kino. Zu diesen Filmen rechnet man kostengünstig produzierte Filme, die auf den Erfolgswellen erfolgreicher ›Sandalenfilme‹, Western, Polizei-, Sex- und Horrorfilme mitschwimmen wollten. Exploitation-Produktionen besaßen folglich meist vergleichsweise geringe technische und schauspielerische Standards. Teilweise wird daher der Begriff des Exploitationfilms auch gleichbedeutend mit dem Begriff des Trashfilms verwendet.

Merkmale des Exploitationfilms sind die oft subversiven Veränderungen der Vorbilder, besonders im Italo- oder Spaghettiwestern, in denen der Held oft genauso verkommen ist wie seine Gegenspieler (Django, 1966) [...]

Da Exploitationfilme oft ebenso bemüht wie erfolglos versuchen, für die reißerischen Darstellungen eine vernünftige Erklärung in der Handlung zu liefern, genießen sie aufgrund der daraus entstehenden unfreiwilligen Komik unter Fans von B-Movies oft einen hohen Kultstatus.«

Nachdem wir uns lange und mit wachsender Begeisterung mit diesen Filme und ihren Entstehungsweisen auseinandergesetzt hatten, überlegten wir, wie die Entsprechung eines Exploitationfilms unserer Generation aussehen müsste. Denn damals ging es darum, so billig wie möglich zu produzieren, ganz unabhängig von der Geschichte. Regielegende John Carpenter (»Halloween«, »Die Klapperschlange«), machte in seinem ersten Langfilm »Dark Star« aus Kostengründen einen Wasserball zum astronautenmordenden Alien und auch der vielleicht umtriebige Produzent Roger Corman erzählt in seinen Memoiren freimütig von den haarsträubendsten Ideen, seinen Billigproduktionen auf einfachstem Wege das höchste Production Value zu verpassen.

So war für uns schnell klar: Im Zeitalter der digitalen Revolution lautet das Zauberwort »Green Screen«. Filme wie »Sin City« und »300« machten damals damit Furore, dass sie fast komplett vor einer grünen Studiowand gedreht wurden. Eine in der Nachbearbeitung arbeitsintensive Technik, die jedoch den Vorteil hat, dass beim Dreh aufwändige Setbauten entfallen, da alle Hintergründe aus dem Computer kommen. Und hier waren wir uns sicher, hatten wir unser Feld der Expertise gefunden, und damit das Rückgrat des Exploitationfilms im 21. Jahrhundert.

Natürlich sollte aber auch der Inhalt unseres Filmes den Exploitation-Gedanken zu 100 % verkörpern. Eine der Skurrilitäten, auf die man stößt, wenn man sich mit Filmen jenseits der 1980er beschäftigt, ist das damals etwas bizarr erscheinende US-Urheberrecht. Unter bestimmten Umständen konnten komplette Kinoproduktionen in den »Public Domain« übergehen, also gemeinfrei werden, ohne jegliches Copyright. Dieses Schicksal ist zum Beispiel dem Zombie-Klassiker »Night of the living Dead« widerfahren, den deswegen heute theoretisch jedermann auf eine DVD pressen und kommerziell verkaufen könnte, oder eben ohne spezielle Genehmigung ein Remake drehen könnte – was in diesem Fall 2006 unter dem Titel »Night of the living Dead 3D« auch geschehen ist.

Ein weiterer Film, der dieser Regelung anheim fiel, ist der relativ unbekannte Spaghetti-Western »China 9, Libery 37« von Independent-Legende Monte Hellmann. Ein wirklich toller Film, der jedoch an seinem knappen Budget leidet – es gibt beispielsweise eine Einstellung im Film, in der die Hauptdarstellerin unabsichtlich stolpert – einen zweiten Take davon zu drehen, konnte oder wollte man sich anscheinend nicht leisten.

Noch interessanter ist aber, dass der Film in seiner Langfassung verschollen ist. Im Internet kursiert lediglich eine geschnittene Version, die zudem nicht das originale Breitbild-Format hat, sondern im »Pan&Scan«-Verfahren auf das alte TV-Format im Seitenverhältnis 4:3 beschnitten wurde. Diese Version des Filmes gibt es unter diversen Titeln, und findige (oder windige) Geschäftsleute veröffentlichen sie auch immer mal wieder auf

DVD – genau in der miesen Qualität, in der sie auch im Internet gratis zu sehen ist.

Dabei würde diesem Werk auf jeden Fall der Ruf eines Klassikers zustehen, wenn er doch nur einmal vernünftig von den Original-Filmrollen abgetastet und restauriert würde. Gerüchten zufolge hat übrigens Quentin Tarantino eine der wenigen verbleibenden Filmkopien in seiner Privatsammlung. Wenn er diese jedoch veröffentlichen würde, wäre auch sie aufgrund der Rechtslage sofort gemeinfrei und jeder könnte versuchen, damit Geld zu machen.

Wir auf der anderen Seite wollten unser Exploitation-Projekt sowieso so modern wie möglich aufziehen und hatten deswegen schon von Anbeginn eine Gratis-Veröffentlichung unseres Werkes im Internet im Sinn – eine wirklich neue Art des Filmvertriebs, wie sie einer aufgefrischten Exploitation-Idee würdig ist, denn auch diese Filme probierten damals alle möglichen Alternativformen des Vertriebs – von Super-8-Rollen für die Heimprojektion, den legendären »Double Features« in Off-Kinos bis hin zu den neuen technischen Möglichkeiten von Homevideo-Systemen wie Betamax, Video 2000 und VHS.

Der Inhalt von »China 9, Liberty 37« passte zu unserem Vorhaben jedenfalls wie die Faust aufs Auge, denn dort kämpft ein junger Revolverheld gegen einen älteren, ebenso mit allen Wassern gewaschenen Mann. Es ist also der Konflikt alt gegen neu, genau das, was wir mit unserem Projekt vorhatten – ein alter Film, von der Auslöschung bedroht und doch gleichzeitig wertvoll und gejagt, trifft auf uns, die vergleichsweise jungen Filmmacher und ihre modernen Techniken.

Dies wollten wir auf die Spitze treiben, indem die beiden Pistolereros sich bei uns dann auch noch gegen den Bösewicht zusammentun – bedeutet, erst die Kombination aus alt und neu führt zusammen zum Erfolg. Und auch der weiteren Definition des Exploitationfilms wollten wir Rechnung tragen und verpflanzten die Geschichte in die absurde Welt einer neuen Eiszeit die bereits im Jahre 1968 begann, also in einer Paralleldimension oder »alternativen Zeitlinie« spielt. Doch auch das reichte

noch nicht, wir wollten die Handlung mit einem Augenzwinkern modernisieren und einige der damals aktuellen (und teilweise schon fast aufdringlichen) Kino-Trends mit einbauen. Es kam also eine Prise Mystik im Stile von asiatischen Produktionen hinzu, ein Hauch Bollywood sowie von »Matrix« inspirierte Zeitlupen und natürlich generell der artifizielle Look von Filmen wie »300« – aber auch ein haarsträubender Twist am Ende durfte auf keinen Fall fehlen.

Die konkreten Arbeiten an dem Projekt begannen dann Anfang 2009 und wir kamen gut voran – innerhalb von 4 Wochen drehen wir den Film im Sommer des gleichen Jahres in einem selbstgebauten Studio in einer Fabriketage. Die Dreharbeiten waren toll, spannend, aber auch ungeheuer anstrengend und kompliziert. Doch darüber und den darauf folgenden Post-Production-Prozess, in dem wir überwiegend zu zweit alle grünen Wände durch unsere Schneelandschaften ersetzen mussten, sowie natürlich Schnitt, Musikkomposition, Soundeffekte und so weiter zu organisieren hatten, könnte man vermutlich ein eigenes Buch schreiben.

Fakt ist auf jeden Fall, dass schon der Dreh des Filmes einiges an Geld kostete – für Geräte, Miete, Bauten, Kostüme und Requisiten sowie zumindest Fahrt- und Verpflegungskosten für unser tolles Ensemble und das Drehteam, die alle unbezahlt an Snowblind mitgearbeitet haben, wofür wir übrigens unglaublich dankbar sind. Natürlich hatten wir mit diesen Kosten gerechnet, doch unser Geld ging langsam zur Neige und wir wussten genau, wie lange wir noch an dem Film arbeiten konnten, bis unsere Ersparnisse aufgebraucht sein würden. Dementsprechend gab es eine klare Deadline, an der wir mit dem Film unbedingt fertig sein wollten und mussten. Denn hätten wir die Fertigstellung verschoben und erst einmal wieder mit bezahlten Jobs angefangen, waren wir uns sicher, dass der Film dann erst Jahre später oder niemals das Licht der Welt erblicken würde.

Damals waren die High-End Computersysteme, die für eine möglichst schnelle Greenscreen-Bearbeitung nötig waren, noch extrem teuer, doch netterweise durfte ich die beiden »Flame«-

Systeme der Firma, in der ich früher angestellt war, benutzen. Jedoch natürlich nur nachts, wenn sie frei waren. So kam ich acht Monate lang jeden Abend um zwanzig Uhr in die Firma und nahm dann morgens um vier Uhr die erste S-Bahn, die wieder nach Hause fuhr. Das war wirklich nicht ideal, auch wenn mir die Arbeit oft viel Spaß machte, aber es war in der Summe schon ein sehr kräftezehrender Prozess. Anders hätten wir den Film aber kaum in dieser relativ kurzen Zeit herstellen können, und ein Jahr Herstellungszeit vom Start der Dreharbeiten bis zur Premiere, die auf dem Filmfest Emden stattfand, ist für einen 90-minütigen Spielfilm ohne ernstzunehmendes Budget schon wirklich ordentlich schnell.

Die Premiere fand stilecht im alten Rex-Kino statt, es war gerammelt voll und die Zuschauer hatten reichlich gute Laune und Lust auf Genrekost mit hohem Trashfaktor mitgebracht. Es wurde viel gelacht und der Film wurde begeistert aufgenommen, was für uns und einige mitgereiste Cast- und Crewmitglieder natürlich eine große Freude war. Davon angespornt, setzten wir unseren ursprünglichen Plan fort und stellten »Snowblind« umsonst ins Netz. Der Start erfolgte auf Youtube, Rapidshare und VODO mehr oder weniger gleichzeitig, später kam auch noch Pirate Bay dazu, die den Film sogar auf ihrer Startseite bewarben. Auf Youtube erreichten wir 500.000 Views, zusammen mit den Torrent-Downloads der anderen Seiten kamen wir auf über eine Million Interessenten.

Dummerweise war die Internet-Gemeinde deutlich weniger amüsiert als unser Premierenpublikum, wie uns die zahlreichen negativen Kommentare gezeigt haben. Einige davon mussten wir sogar löschen, da sie uns oder auch die Schauspieler beleidigten. Jemand hat sich sogar die Mühe gemacht, einen zirka dreiseitigen Brief zu schreiben, weil wir so dreist waren, ihm, wie er sagte, 90 Minuten seines Lebens zu stehlen. Dieser Mensch wusste anscheinend nicht, dass jeder Mediaplayer auch eine Stopptaste hat. Nun ja, die Tatsache, dass der Film auf vielen Torrent-Plattformen als »Hollywood Movie Snowblind« an-

geboten wurde, hat sicher auch nicht geholfen. Die Kritik vieler Zuschauer, dass sie aufgrund der Künstlichkeit des Looks gar nicht in die Geschichte hineinfliegen konnten, kann ich dabei sogar gut nachvollziehen. Es war nur leider unter besagten Gegebenheiten von Ersparnissen, Mitarbeitern und Zeitrahmen nicht möglich, eine bessere Bildqualität zu erreichen, und in diesem Hinblick war Snowblind natürlich auch ein Experiment: Ist das Interesse an einem Genrefilm mit dieser zugegeben gewöhnungsbedürftigen Optik groß genug, als dass eine kostenlose Veröffentlichung im Internet sich trägt?

Damals gab es nämlich mehrere Projekte, die durch trotz eines unentgeltlichen Online-Vertriebs über 50.000 € an Spenden eingesammelt haben, und in diese Richtung hatten wir natürlich auch gehofft. Laut unserer Rechnung hätte es ungefähr 125.000 € gekostet, Snowblind »voll bezahlt« herzustellen, also jedem Mitwirkenden einen verhältnismäßig niedrigen, aber noch einigermaßen passablen Lohn zu zahlen. Und darauf wollten wir hinaus. Denn das Tolle an der Greenscreen-Technik ist, dass man auf diese Art mit solch einer Summe praktisch jede Geschichte erzählen kann, ohne dass man der Fantasie irgendwelche Grenzen setzen muss. Für die Leute, die sich an der Optik stören, müsste man vielleicht noch ein bis zwei Schippen drauflegen – aber wir sind uns relativ sicher, dass wir für eine halbe Million Snowblind in der Qualität von »300« hätten umsetzen können. Und hier muss man jetzt einschieben, dass jede Folge des »Tatort« ein bis zwei Millionen Euro kostet. Was ja auch schön und gut ist für die Krimi-Fans – doch für Leute, die lieber Fantasy und Sci-Fi mögen, eben nur bedingt hilfreich.

Wir haben dann noch einiges ausprobiert, um wenigstens unsere investierten 25.000€ wiederzubekommen, denn selbst wenn die gesamte Arbeit, die wir hineingesteckt haben, unbezahlt geblieben wäre, hätten wir dann direkt mit unserem Folgeprojekt mit dem Arbeitstitel »Vampyre Princess« weitergemacht. Doch irgendwie hat nichts so wirklich geholfen, nicht einmal das sagenumwobene Crowdfunding. Am Ende haben wir mit Snowblind etwa 5000€ eingenommen und damit war das Thema eines Nachfolgers abgehakt.

Sicherlich ist das kein großer Verlust für die Menschheit, mich hat es jedoch vor allem in Verhalten sensibilisiert, dessen ich mich selbst schuldig bekennen muss – denn auch ich habe, vor allem in jüngeren Jahren, oft und gerne im Bezug auf Action- oder Genrefilme den Satz gesagt: »Wenn das aus Deutschland kommt, muss es doch eh scheiße sein.«

Es ist ja auch etwas dran: Aus Deutschland kommt nicht viel Gutes im Genrebereich, und das hat mannigfaltige Gründe. Einer davon ist aber auch, wie ich nun weiß, dass zu wenig Support von den vermeintlichen Fans kommt. Als wir Snowblind beim Fantasy Filmfest vorgestellt haben, wurde uns gesagt, dass sie leider keine deutschen Filme mehr zeigen, weil sich zu viele Leute beschwerten und hinterher ihr Geld wiederhaben wollen. Dies wäre um so erstaunlicher, weil in anderen Ländern auf Genre-Festivals Produktionen aus dem eigenen Land frenetisch gefeiert werden, egal wie schlecht sie seien – ein Festival in Belgien wurde uns in dem Fall als jüngstes Beispiel genannt.

Durch diese Erfahrungen kam mir die simple Erkenntnis: Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen, und man erreicht eben nicht von heute auf morgen das Niveau amerikanischer, britischer oder auch französischer Genre-Filme, wenn man nicht »übt«. Ein Film muss nach dem anderen gedreht werden, dann wird man immer ein bisschen besser, denn selbst die ganze Infrastruktur muss sich ja erst bilden. Wenn immer nur Nerds wie wir aus eigener Tasche einen Film für 25.000 € und viel Herzblut erschaffen, ist das ja klar, dass der gegen große Produktionen nur abstinken kann und – wie Snowblind – eben auch deutliche Schwächen hat. Doch wenn die Filmemacher dann aufgeben, weil es sich weder rechnet noch auf Gegenliebe stößt, ist alles Wissen, das sie mühsam errungen haben, verloren – die nächste Crew fängt dann wieder bei null an. In unserem Fall hätte zum Beispiel »Vampyre Princess« extrem von unseren Erfahrungen profitiert und hätte im Endeffekt bei gleichen Kosten eine viel höhere Qualität gehabt.

Doch nun genug davon – wir hatten trotzdem viel Spaß und man darf ja auch das positive Feedback nicht vergessen. So lief Snowblind auf mehreren Filmfestivals, darunter in einem Westerdorf im spanischen Almeria, wo treffenderweise auch »China 9, Liberty 37« gedreht wurde und ich sogar den Schauspieler Fabio Testi traf, der damals den Clayton spielte. Und beim »Yellow Fever International Film Festival« in Belfast gewann Snowblind den Publikumspreis für den »Besten Internationalen Film« – Die Trophäe war eine als Kuchen gebackene Eins, die unser irischer Schauspieler Stephen Patrick Hannah (»Sheriff Jack«) persönlich in Empfang genommen und nach eigenen Angaben gleich aufgegessen hatte.

Nicht zuletzt dank solch witziger Geschichten habe ich mich von den Kommentaren nicht unterkriegen lassen und habe dann eben Dokumentarfilme gemacht, was mir ebenfalls viel Spaß bereitet, sich aber viel leichter mit wenig Geld realisieren lässt. Und mein Film »Das Universum 3D« wurde sogar von Universal Pictures gekauft und weltweit veröffentlicht. Nur ist es natürlich mit einem Dokumentarfilm schwierig, die ultimativ lustig-traschige Exploitation-Geschichte zu erzählen.

Und damit sind wir wieder bei der Story von Snowblind gelandet – die gibt es nun eben in Form dieses Romans, damit sie auch abseits des Mediums Film erlebt werden kann. Denn ich finde, diese Geschichte, die natürlich nicht zuletzt von der tollen Figurenkonstellation von »China 9, Liberty 37« lebt, ist es schon wert, konsumiert zu werden. Egal in welcher Form. Und so möchte ich dieses Schlusswort nutzen, um noch einmal das Interesse an dem Original-Western zu wecken – ich hoffe wirklich, dass er eines Tages in seinem vollen Glanz der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird!

Und falls Sie den Film »Snowblind« noch nicht kannten, schauen Sie ihn sich doch mal an – Sie finden ihn mit Sicherheit im Internet. Doch schauen Sie am besten die englische Originalfassung mit Untertiteln, denn die deutsche Synchronisierung, die abseits unseres Einflusses erstellt wurde, ist sehr lieblos ge-

macht. Finanziell können Sie uns jedoch schwerlich etwas Gutes tun, denn an dem Snowblind-Film verdienen wir nichts. Sollten Sie in Spendierlaune sein, empfehlen Sie das Buch doch gerne weiter, teilen Sie diese Gedanken mit Freunden oder kaufen Sie mein Buch »Berlin Zombie City«.

Ich bedanke mich noch einmal für Ihr Interesse,

Kalle Max Hofmann

# WANTED

---

## CLAYTON YOUNG

---



---

- TOT ODER LEBENDIG -

**ALTER:** 31

**STERNZEICHEN:** SCHÜTZE

**BLUTGRUPPE:** AB

**KOPFGELD:** 2500 SILBER

**DARGESTELLT VON:** ROBERT LYONS

---

# WANTED

---

## MATTHEW SABERNECK

---



---

- TOT ODER NOCH TOTER -

**ALTER:** 58

**STERNZEICHEN:** STIER

**BLUTGRUPPE:** AB

**KOPFGELD:** 5000 SILBER

**DARGESTELLT VON:** ERIK HANSEN

---

**WANTED**

---

**NAINA SABERNECK**

---



---

**- NUR LEBEND !!! -**

**ALTER:** 27

**STERNZEICHEN:** JUNGFRAU

**BLUTGRUPPE:** A

**KOPFGELD:** 10000 SILBER

**DARGESTELLT VON:** MALA GHEDIA

---

# WÄHLT

---

## GOUVERNEUR LAFORT

---



---

**SONST DROHEN EUCH TOD UND VERDERBEN!**

**ALTER:** 52

**STERNZEICHEN:** WIDDER

**BLUTGRUPPE:** 0

**REGENT SEIT:** 9 JAHREN

**DARGESTELLT VON:** DHARMANDER SINGH

---



mehr vom Wiebers Verlag ...



Kalle Max Hofmann  
**Berlin Zombie City**

Ben hat große Pläne mit seinem Leben, doch ein heftiger Streit mit seiner Freundin wirft ihn ziemlich aus der Bahn. Er beschließt, dass er eine Auszeit braucht und startet alleine auf eine dreiwöchige Bootstour über Binnengewässer und Seen. Er flucht und trinkt viel, seinen angestauten Frust überleben weder sein Handy noch das Funkgerät.

Als er wieder im Stadthafen Berlin-Tempelhof anlegt, ist nichts wie zuvor. Wir begleiten Ben hautnah, als er

Schritt für Schritt eine schreckliche Wahrheit entdeckt: Eine aggressive Erkrankung hat den Großteil der Bevölkerung zu tollwütigen, hirnlosen Wilden gemacht. In Sorge um seine Freundin begibt er sich auf eine Tour de Force durch die halbe Stadt, wobei in jedem dunklen Schatten der Tod lauern kann.

Bens Welt steht auf einmal auf dem Kopf, es geht nur noch ums Überleben – und das bedeutet, die Stadt zu verlassen. Drei Millionen Zombies stehen diesem Ziel im Wege.

»Packende, minutiöse Schilderung eines Trips durch die Hauptstadt – während einer Zombie-Apokalypse!«

**Deadline - Das Filmmagazin**

»Dieses Buch ist ... kein stupides Wegrennen vor Zombies, sondern eine Reise durch Berlin, auf der Suche nach etwas Menschlichkeit, auch in sich selbst. Ich bin ehrlich beeindruckt von diesem Buch, denn das habe ich definitiv nicht erwartet. Wer also Zombieliteratur mag, dem kann ich dieses Buch empfehlen.«

**Ronjas grüner Bücherblog**

Print 12,7\*20,3 cm 312 S.    ISBN 978-3-942606-41-7    11,90 €  
eBook    ISBN 978-3-942606-40-0    3,99 €

Will Hofmann

## Glückwunsch zum Geburtstag, Zombie

Der hochdemente Chemiker Walter erwacht nach seiner Beerdigung im Grab und stellt fest, dass er noch lebt und sein Gedächtnis zurück erhalten hat. Der Grund sind Experimente seines zuletzt behandelnden Oberarztes, der Erb- und Gedächtnisinformationen zu konservieren suchte.

Zunächst hat Walter nichts als seine Vorstellungskraft, schafft es aber, seinen Körper zu rekonstruieren, wenig später auch die seiner toten Nachbarn. Behutsam bereiten sie ihre Rückkehr in die Welt der Lebbsies, wie sie sie nennen, vor.

Doch eine Gruppe hat sich längst abgespalten und hegt weit weniger freundliche Absichten.

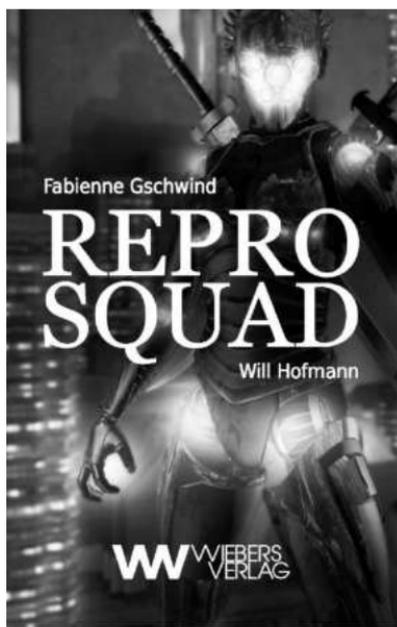
Hofmanns Geschichten sind geprägt durch seinen Beruf mit einerseits naturwissenschaftlichen, andererseits psychologischen Neigungen. Die wissenschaftliche Basis seiner Erzählungen kann er, geschult durch Dozententätigkeit in diversen Fachschulen, dem Leser kompetent vermitteln. Er vermag es, komplexe Zusammenhänge anschaulich darzustellen. Die fantastischen Theorien im ›Glückwunsch‹ wirken glaubhaft und nachvollziehbar.

Das Buch ist die Fortführung der Gedankenwelt aus ›Das Licht‹ (eBook, ISBN 978-3-942606-56-1).

2015 Printausgabe 12,7 \* 20,3 cm, 132 Seiten

Print	ISBN 978-3-942606-45-5	7,90 €
eBook	ISBN 978-3-942606-57-8	2,99 €





Fabienne Gschind  
**Repro Squad**

Während der blutigen Trireligionskriege Ende des 21. Jahrhunderts kamen neben Waffen auch genetisch reprogrammierte Supersoldaten und Killertiere zum Einsatz. Doch die Eingriffe ins Genom rächten sich. Fast die gesamte Menschheit wurde durch mutierte Retroviren vernichtet.

75 Jahre später ist das Schlimmste überstanden, die Zivilisation blüht wieder auf. Nur das Auftauchen reprogrammierter Tiere – kurz Repros – löst regelmäßig

Massenpaniken aus. Gegen diese Bedrohung kämpfen spezialisierte Einheiten an: die Repro-Squads.

Der junge Elsässer Michel Kembs, Lehrling bei der Squad in La Rochelle, begreift nach und nach, dass die hochgefährliche Jagd nach den Bestien nur das kleinste Übel ist. Da sind die geliebte, aber undurchsichtige Kommandantin, die hobbymäßig Frankreichs ›Bad Girl‹ spielt und für gutes Essen auch zu Waffengewalt greift – und der König, der versucht, die Feudalherrschaft auferstehen zu lassen.

Als Michel und seine Kollegen eines Tages zu Leibeigenen eines machtgerigen Herzogs werden, bleibt nur eines übrig ... die zweite französische Revolution.

Repro Squad – Ein gesellschaftskritischer Roman mit actiongeladenen Jagdszenen und vielen unerwarteten Wendungen.

20 Bilder, die die Einsatzorte veranschaulichen,  
2 Karten - Europa und Frankreich im Jahre 2164

Print 13\*20,5 cm 660 Seiten ISBN 978-3-942606-72-1 19,90 €  
eBook ISBN 978-3-942606-73-8 5,99 €